

Kennst du deine Heimat?

Dann erkanntest du im fünften Heft den weit und breit bekannten Moselort Ürzig und seine vorzügliche Weinberglage „Würzgarten“.



Ich stehe hier oben in Wind und Wetter inmitten eurer Felder und Wälder, eurer Weinberge und Wiesen. Ich schaue hinab ins Tal der Mosel und segne alle, die da wirken und streben.

Ich weiß um eure Freuden, aber auch um Euer Leid u. eure Tränen. Ich liebe, die da geboren, die ein Bund zusammenführte fürs Leben. Ich geleite alle, die von euch gehen, zu ihrer letzten Ruhstatt und führe die zum Vater, die ihn bekannten.

Kennst du den Standort dieses kunstvollen Wegkreuzes? Wenn nicht, nenne ich ihn dir im 7. Heft:

„Uralte Heimat“

Dieses Heft wurde bearbeitet von Peter Kremer, Bernkastel
Das Titelbild zeichnete Hans Scherl, Wittlich
Druck: Fr. Wilh. Knopp, Wittlich/Rhld.

LAND ZWISCHEN MOSEL UND MAAREN



Herausgegeben von Schulrat Schaerer, Wittlich und Peter Kremer, Bernkastel
unter Mitwirkung der Lehrerschaft des Kreises Wittlich

Heft 7: „Uralte Heimat“

Uralte Heimat

Wir erfreuen uns auf unseren Fahrten immer wieder an den Schönheiten unserer Heimatlandschaft. Nicht weniger begeistert sind auch die zahlreichen fremden Besucher, die alljährlich unser Gebiet durchstreifen, um die abwechslungsreichen Landschaftsbilder zu genießen, die uns im Heft „Schöne Heimat“ so treffend geschildert sind. Es mag sein, daß manche von diesen Menschen sich damit begnügen, die schönen Bilder nur oberflächlich und flüchtig in sich aufzunehmen, — etwa vom Auto oder Motorrad aus — und sie bald wieder vergessen. Dem sinnigen Naturfreund aber, der mit offenen Augen die Heimat durchwandert, der sich mit ihr verwurzelt fühlt, drängen sich allerlei Fragen auf, insbesondere nach dem Entstehen dieser eigenartigen und abwechslungsreichen Landschaftsformen. Er grübelt nach, welche Ursachen oder Kräfte hier gewirkt haben. Ist die Lösung gefunden, dann erst wird die Freude umso größer, da zu dem Schauen sich auch das Verstehen gesellt. Er verspürt einen erhöhten inneren Genuß, und die Bande der Heimatliebe werden noch inniger und fester. Ihr Knaben und Mädchen wollt sicher auch das Werden der Heimat verstehen lernen.

Dieses Heft mit dem Titel „Uralte Heimat“ ist geschrieben, um in euch Verständnis zu wecken für die Geschehnisse der erdgeschichtlichen Vergangenheit. Wie es eine Menschheitsgeschichte gibt, so hat auch unsere Erde und mit ihr unsere Heimat eine uralte Geschichte, die sie selbst in unseren heimatlichen Boden geschrieben hat. Diese können wir an vielen Stellen wie in einem aufgeschlagenen Buch ablesen, wozu es nur einiger Hinweise bedarf. Dann offenbaren uns die Berge, die Täler, die Steine, die Schluchten, die Gewässer, wie unsere Heimat sich im Laufe von vielen Millionen Jahren gebildet, ihr Antlitz verändert und schließlich die heutige Formung erhalten hat. Wir werden sehen, wie diese Veränderungen durchweg mit großer Langsamkeit vor sich gegangen sein müssen und daß auch heute noch kein Stillstand eingetreten ist. Kaum vorstellbare Zeiträume müssen verstrichen sein, damit solch gewaltige Erdbewegungen sich vollziehen konnten, wie sie uns auf Schritt und Tritt in die Augen fallen. Innerhalb eines Menschenalters oder in 100 oder gar 1000 Jahren ändert sich eine Landschaft nur unmerklich. Wenn wir aber nach 1 Million Jahren zurückkehrten, würden wir erstaunt sein, wie grundlegend sich das Bild geändert hat. Wir würden die Gegend nicht wiedererkennen. Berge wären eingebnet, Täler ausgefüllt, Wasserläufe hätten eine andere Richtung genommen. Diesen Gedanken hat Friedrich Rückert im Gedicht sehr anschaulich zum Ausdruck gebracht:

Chidher*

Chidher, der ewig junge sprach:
Ich fuhr an einer Stadt vorbei,
Ein Mann im Garten Früchte brach;
Ich fragte, seit wann die Stadt hier sei?
Er sprach und pflückte die Früchte fort:
„Die Stadt steht ewig an diesem Ort
Und wird so stehen ewig fort.“
Und aber nach fünfhundert Jahren
Kam ich desselbigen Wegs gefahren.

* Chidher ist nach einer arabischen Sage ein Feldherr und Prophet, der aus dem Quell des Lebens getrunken und dadurch mit ewiger Jugend ausgestattet ist.

Da fand ich keine Spur der Stadt;
Ein einsamer Schäfer blies die Schalmel,
Die Herde weidete Laub und Blatt;
Ich fragte: „Wie lang ist die Stadt vorbei?“
Er sprach und blies auf dem Rohre fort:
„Das eine wächst, wenn das andere dorrt,
Das ist mein ewiger Weideort.“
Und aber nach fünfhundert Jahren
Kam ich desselbigen Wegs gefahren.

Chidher, der ewig junge, sprach:
Da fand ich ein Meer, das Wellen schlug,
Ein Schiffer warf die Netze frei;
Und als er ruhte vom schweren Zug,
Frag' ich, seit wann das Meer hier sei?
Er sprach und lachte meinem Wort:
„Solang' als schäumen die Wellen dort,
Fischt man und fischt man in diesem Port.“
Und aber nach fünfhundert Jahren
Kam ich desselben Wegs gefahren.

Da fand ich einen waldigen Raum
Und einen Mann in der Siedelei,
Er fällte mit der Axt den Baum.
Ich fragte, wie alt der Wald hier sei?
Er sprach: „Der Wald ist ein ewiger Hort;
Schon ewig wohn' ich an diesem Ort,
Und ewig wachsen die Bäum' hier fort.“
Und aber nach fünfhundert Jahren
Kam ich desselbigen Wegs gefahren.

Da fand ich eine Stadt, und laut
erschallte der Markt vom Volksgeschrei.
Ich fragte: „Seit wann ist die Stadt erbaut?
Wohin ist Wald und Meer und Schalmel?
Sie schrie'n und hörten nicht mein Wort:
„So ging es ewig an diesem Ort
Und wird so gehen ewig fort!“
Und aber nach fünfhundert Jahren
Kam ich desselbigen Wegs gefahren.

Inr sollt nun den Spuren, die die einzelnen Zeiträume hinterlassen haben, nachgehen und versuchen, die Rätsel zu lösen, die euer Heimatboden euch aufgibt. Werdet kleine Heimatforscher! Eure Heimatode werdet ihr dann sehen im Rahmen der großen erdgeschichtlichen Entwicklung. Es wird euch dann weiterhin das Verständnis aufgehen für die Beziehungen der Gesteine der Heimat zur Bodengestalt, Ackerkrume, Pflanzendecke und nicht zuletzt zu der Lebensweise und der Beschäftigung der Bewohner. Und ihr selbst werdet dann noch tiefer Wurzeln treiben in eurer uralten Heimat.

Unser Heimatboden im Wechsel der erdgegeschichtlichen Entwicklung

Im Anfang . . .

Die Welt ist geworden im Anfang der Zeit, als der allmächtige Schöpfer das Wort sprach: „Es werde!“ Aber die Erde war noch „wüst und leer“, sie war noch formloser Urstoff. Es wird weiter berichtet, wie Gott in 6 Tagen Ordnung schaffte und die sichtbare Welt entstehen ließ. Eine Erklärung des Sechstageswerkes in ganz wörtlichem Sinne steht mit den Ergebnissen der Naturwissenschaft nicht im Einklang. Wir müssen die Schöpfungstage als große Zeiträume auffassen, in denen nach göttlichem Gesetz und Willen die Erde und das Leben auf ihr sich allmählich entwickelten.

Wie viele Gelehrte, so hat sich auch der große deutsche Philosoph KANT eingehend mit der Frage des Ursprungs der Erde befaßt. Eine Reihe von Tatsachen, z. B. die stoffliche Verwandtschaft der Erde mit der Sonne und anderen Himmelskörpern, ihre kreisende Bewegung um sich selbst und ihr regelmäßiger Lauf mit anderen Planeten um den Sonnenball, der noch feurig-flüssige Zustand des Erdinneren waren ihm Fingerzeige, eine Erklärung für die Entstehung der Erde zu suchen und zu finden. Auch der französische Gelehrte LAPLACE kam zu dem gleichen Ergebnis. Das Gesamtbild, das beide Gelehrte entworfen haben, wird heute noch allgemein anerkannt.

Nach ihrer Meinung war unsere Sonne mit den anderen Planeten ein gewaltiger, heißglühender Gasball, der sich mit rasender Geschwindigkeit um seine Achse drehte. Infolge der Fliehkraft habe sich die Erde von dieser glutflüssigen Urmasse abgesondert.

Die Erdeinde bildet sich

Durch die fortdauernde Bewegung im kalten Weltenraum trat eine Abkühlung ein. Um den flüssigen Kern bildete sich eine starre Rinde. Je mehr die Hitze abnahm, desto kleiner wurde der Rauminhalt des Kerns. Die Mantelhülle mußte nicht mehr. Es bildeten sich Hohlräume. Wie die Schale eines austrocknenden Apfels allmählich zu weit wird, Runzeln bildet und schließlich dem schwindenden Fleische nachsinkt, so mußte auch die Erdrinde sich dem kleiner gewordenen Erdkern anschmiegen. Risse, Hebungen und Senkungen waren die Folge. Gewaltige Erdkrustenstücke sanken ein, andere wurden in die Höhe gedrückt. Die Wasserdämpfe, die die Erde umlagerten, wurden zu Wasser, und dieses fiel in Strömen herab und sammelte sich in den Tiefen. Das Urmeer war gebildet, aus dem die Erdteile als „trockenes Land“ emporragten. Aber Ruhe trat nicht ein, Land und Meer sind in stetem Kampf, auch heute noch, und so wird es auch bleiben bis an der Zeiten Ende. Unser Heimatboden ist ein Teil des großen Erdballs. Das Werden der Heimat können wir deshalb besser verstehen, wenn wir sie im Rahmen der großen erdgegeschichtlichen Entwicklung betrachten.

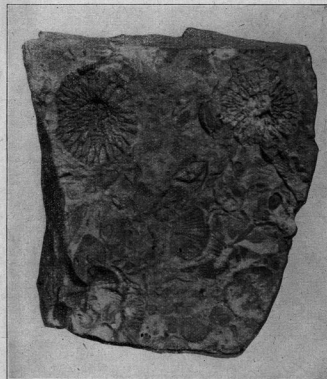
Unser Heimat, einstiger Meeresboden

Dieses Urmeer wälzte damals auch über unsere Heimat der seine Fluten. Es klingt zunächst unglaublich: Unsere Eifelhöhen sollen einst Meeresboden gewesen sein? Ich sehe eure erstaunten Gesichter. Doch lesen wir im Buche der Natur! Das nackte Felsgestein, das in Steinbrüchen, Wegenschnitten oder Talwänden ansteht, zeigt einen geschichteten Aufbau. Die einzelnen Steinschichten liegen wie die Blätter eines Buches

zusammengepreßt übereinander, deshalb der Name Schichtgestein. Es sind die Tonschiefer und Grauwacken und zum Teil die harten Quarzite. Diese können sich nur als Ablagerungen am Grunde eines Meeres gebildet haben. In dieses Meer, dem man den Namen Devonmeer gegeben hat, brachten die Flüsse vom Festland Sand und Tonschlamm. Im Laufe von Jahrmillionen wurde Schicht auf Schicht abgelagert. Durch Druck und gewisse Bindemittel verfestigten sich die lockeren Absätze und wurden allmählich zu hartem Gestein. Sie bilden heute in einer Mächtigkeit von 3—4 km den Grundstock des ganzen Eifelgebirges.

Tiere im Stein

Noch einen anderen Beweis liefert das Gestein selbst für seine Entstehung auf dem Meeresgrunde. Es sind die versteinerten Muscheln, Krebse und andere Seetiere, die nicht selten in dem Gestein enthalten sind. Die abgestorbenen Tierkörper lagerten sich auf dem Meeresgrund, wo sie von dem Tonschlamm umschlossen und in die Schicht eingebettet wurden. Die Weichteile verweseten bald, und an ihre Stelle sickerte unter

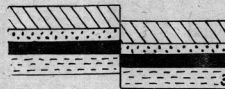
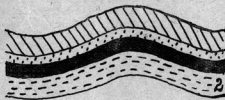
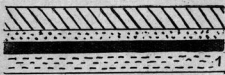


Schieferstück mit zahlreichen Versteinungen

die Schalen Tonschlamm ein. Dieser verhärtete sich allmählich zu Stein und zeigt uns nun heute genau die Form des Tierkörpers. Ziehen wir einen Fachmann für Tierkunde zu Rate, so wird dieser uns sagen, daß diese Tierarten im Devonmeere gelebt haben.

Meeresboden wölbt sich empor zu einem gewaltigen Gebirge

Es ist somit erwiesen, daß das Gestein, welches heute bis zu 400 m Höhe über dem Meeresspiegel den Grundstock unserer Eifelheimat bildet, erhärteter Meeresschlamm und die darin enthaltenen Versteinerungen Skelette und Überreste von Seetieren sind. Da höre ich schon eure Frage: Wie ist es möglich, daß Meeresgrund von gestern das Hochland von heute sein kann? Am Ende der Devonzeit machte sich von SO her ein starker Druck bemerkbar, der die waagrecht liegenden Schichten zu einem gewaltigen Gebirge auffaltete. (s. Abbildg. 2).



Es übertraf die heutigen Alpen noch an Höhe und umfaßte das ganze Gebiet des heutigen deutschen Mittelgebirges, dessen wesentlichster Eckpfeiler die Eifel ist. Dieser Vorgang spielte sich so ähnlich ab, wie eine Tischdecke sich in Falten legt, wenn ein seitlicher Druck auf sie ausgeübt wird. Weil dieser Druck aus südöstl. Richtung kam, zogen sich die Falten des Gebirges von SW nach NO. Das Meer mußte weichen und überflutete Gebiete, die vorher Festland waren. An anderen Stellen brachen die Schichten, weil sie zu starr waren. Das eine Bruchende verblieb in seiner bisherigen Lage, während das andere sich hob oder sank. (s. Abbildg. 3). Es müssen gewaltige innererdliche Kräfte hier gewirkt haben, von denen wir uns erst eine rechte Vorstellung machen können, wenn wir ihre Wirkungen an einer aufgeschlossenen Felswand betrachten. (siehe Abbildung Seite 103). Diese Störungen

der Erdrinde sind zweifellos die Folgen der ständig fortschreitenden Schrumpfung des Erdkerns. Wir sehen die schiefgestellten oder gebogenen Schichten, manchmal sind sie übereinandergeschoben, oft brechen sie plötzlich in der Höhe ab, und die Fortsetzung finden wir weit von der Bruchstelle entfernt. Nicht selten suchen wir vergebens nach der Fortsetzung; sie ist vermutlich unter der Erdoberfläche verschwunden. So sind ganze Erdschollen von großem Ausmaß eingesunken, andere wurden hochgedrückt. Einer versunkenen Scholle verdankt auch die Wittlicher Senke ihr Entstehen.

Das Gebirge wird abgeteigen in der Steinhohlenzeit

Die jetzt folgende Erdperiode hat uns einen der wichtigsten Bodenschätze geschenkt, die Steinkohle. Sie kommt zwar in unserm Heimatgebiet nicht vor, aber am Rande des deutschen Mittelgebirges und in einigen Becken. (Ruhrgebiet, Aachener Kohlenbecken, Saargebiet). Nach ihr ist diese Zeit benannt. Es herrschte damals ein heißfeuchtes Klima.

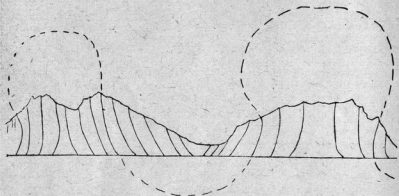
Am Rande des Gebirges konnte sich ein üppiger Pflanzenwuchs entwickeln. Riesige Urwälder bedeckten den Küstenrand des Meeres, welches das Gebirge umspülte. Das Gestein des Gebirges wurde nach und nach von den abtragenden Kräften, Wasser, Wind, Frost usw., zerstört. Jedes Gestein ist nämlich, wenn auch auf lange Sicht, dem Untergang verfallen. Allein schon der rasche Übergang von Hitze und Kälte in den vielen Sommern, wenn die Sonnenstrahlen es bis ins Innerste erwärmen und dann plötzlich ein kalter Gewitterregen auf es niederprasselt und es schnell abkühlt, haben es durch und durch mit zarten Rissen und Spalten durchsetzt. In diese sickert das Regenwasser ein. Die Wände der



Aufschluß, Steinbruch an der Straße Pantenburg - Manderscheid

Risse werden abgewaschen und diese dadurch vergrößert. — Im Winter friert die im Gestein noch vorhandene Feuchtigkeit. Da das Eis sich ausdehnt, sprengt es Splitter und auch größere Steinstücke ab, die polternd den Abhang hinunterrollen. Beim nächsten Platzregen, der auch das spärliche Wasser des Bächleins zu einem reißenden Flusse macht, geraten die Steine auf der schräg geneigten Unterlage ins Gleiten und rollen von der Kraft des dahinschießenden Wassers getrieben, talabwärts. Hier im engen Bachbett geben sich all die Steingossen von der Höhe ein Stelldichein. Gemeinsam geht die Reise weiter. Ecken und Kanten der dahinrollenden Steine werden abgeschlagen. Die ständige gegenseitige Berührung, das Dahingleiten auf dem steinigenden Grunde des Bachbettes glätten und polieren die Oberfläche des Schotters. Der „Abschliff“ eilt voraus. Die Steine werden immer kleiner und abgerundeter. Da ist einer in eine geschützte Ecke geraten und kann sich etwas verschaukeln; aber das nächste Hochwasser treibt ihn wieder auf. Nicht eher endet die Reise, bis er nach vielen, vielen Jahren als winziges Kieskörnchen mit Millionen seinesgleichen den Meeresgrund bedeckt. — So wurde

das große Gebirge allmählich zu Grabe ruhete. Zermalmt und zer-mahlen zu Grus und Sand, hat es seine Ruhestätte gefunden am seich-ten Meeresrand. Es bedeckt die Holzmassen der Urwälder, die sich ehe-m hier ausbreiteten. Das Meer weicht wieder zurück. Neuer Urwald wächst auf neuem Boden. Der Kampf zwischen Land und Meer wogt hin und her, Jahrtausende hindurch. — Das Ergebnis dieser Vorgänge sind die Kohlenflöze zwischen zu Stein erhärteten Ablagerungen, die wir im Ruhrgebiet, in der Aachener Gegend und im Saargebiet vorfin-den. — Das ganze variskische Gebirge, das heutige Mittelgebirge, also auch unsere Eifel, war am Ende der Steinkohlenzeit soweit eingeebnet, daß es nur wenig über das angrenzende Meer hinausragte. Über die einstige Höhe des abgetragenen Gebirges geben uns die aufgeschlossenen Schichten an Tälwänden und Steinbrüchen Aufschluß. Wenn wir, wie



in der Zeichnung angedeutet, die an der Erdoberfläche abgeschnittenen Faltenwölbungen uns wieder hergestellt denken, dann entsteht vor un-serm geistigen Auge ein Hochgebirge, das noch höher gewesen sein muß als die Alpen. Wir können ferner ermessen, wieviele Jahrmillionen nötig waren, bis ein so gewaltiges Gebirge eingeebnet war.

In der Nachholzeit werden die Senkungsfelder aufgefüllt

Klimawechsel und mannigfache Veränderungen der Erdkruste und der Lebewesen lassen eine neue Erdperiode beginnen: die Nachholzeit (Perm). Dieser Zeit verdanken wir die großen Salzvorkommen in Deutschland, die am Grunde eines Meeres abgelagert wurden. Für unsere Heimat ist sie bedeutungsvoll, weil in den großen Senkungsfeldern der Steinkohlenzeit, also auch in der Wittlicher Senke, ein Gestein gebildet wurde, das uns durch seine rotbraune Farbe auffällt, deshalb der Name „Rotliegendes“. Die Farbe dieses Sandsteins rührt von Eisenrost her; denn das Bindemittel des Gesteins ist fein verteiltes Roteisenerz. In dem Gestein können wir Trümmerstücke des alten Devongebirges, besonders die harten Quarzite, erkennen, z. B. an der Straße, die von Bausendorf über den Kondel führt.

Unsere Heimat wird Wüste

Das Meer der Nachholzeit trocknete allmählich aus, da ein heißes Wüstenklima unser Vaterland zu beherrschen begann. Bäche und Flüsse versiegten, Seebecken schrumpften zusammen; unsere Heimat wurde zur Wüste. Erwärmung am Tage und starke Abkühlung in der Nacht lok-

kerten das Gefüge des Gesteins, heiße Wüstenwinde jagten die Gesteins-trümmer über den nackten Felsboden. Sand und feiner Staub wurden hin und her gewirbelt. An manchen Stellen wurde er zu hohen Wüsten-dünen aufgeweht. Der Eisengehalt des Gesteins konnte bei der Selten-heit der Niederschläge nicht ausgewaschen werden. Er gab ihm deshalb infolge Rostbildung die rotbraune Farbe. So bot in jenen Zeiten unsere Heimat einen traurigen Anblick. Sie war eine wasser- und pflanzenlose Wüste. Zeuge dieser Wüste ist heute noch der Buntsandstein, den wir im westlichen Teile unseres Kreisgebietes antreffen. Bei Eisenschmitt hat der Reichtum des Buntsandsteins an Eisenerz eine Jahrhunderte alte Eisenindustrie ins Leben gerufen, die heute erloschen ist.

Meer nimmt vom Wüstenboden Besitz

Der Boden senkte sich wieder, und von Süden her nahm das Meer vom Wüstenboden Besitz. Es brandete und nagte an der Küste. Dadurch wurde das Erdreich gelockert und zerrieben und durch den Wellen-schlag ins Meer zurückbefördert. Körnchen und Schwebeteilchen kamen schließlich zur Ruhe und sanken nieder. Diese Ablagerungen verfestigten sich zu Buntsandstein. Daraus bestehen die Höhen des Rodebüsch west-lich von Bettenfeld, das mittlere Salmtal ist darin eingebettet, auch der As- und Burgberg bei Salmrohr bestehen aus diesem Gestein. Diese Buntsandsteinvorkommen bilden die Grenze der sogenannten Trierer Bucht.

Muschelkalk bildet sich

Im Verlauf der weiteren Entwicklung senkte sich der Boden wieder, das Meer vertiefte sich und erhielt Verbindung mit dem großen Salzmeer. Ein reiches und vielfaches Tierleben konnte sich jetzt entwickeln. Das aus diesen Ablagerungen später entstandene Gestein hat den Namen Muschelkalk, weil es sich zum größten Teil aus den kalkhaltigen Scha-lenresten dieser Tiere aufbaut. Eine Reihe von Ortschaften im west-lichen Teil unseres Kreises verdankt die Fruchtbarkeit ihrer Felder diesem Kalkboden (Spang, Dahlem, Oberkail, Gransdorf). Die starke Nachfrage nach Kalk hat in dieser Gegend das Gewerbe des Kalk-brennens entstehen lassen, das von jeher die Umgebung mit Bau- und Düngkalk versorgt.

In der Braunkohlenzeit entstehen Braunkohlen- und Tonlager

Der nun folgende erdgeschichtliche Zeitabschnitt ist die Braunkohlenzeit, weil sie durch das Entstehen der Braunkohle gekennzeichnet ist. Das ganze Rheinische Schiefergebirge war eine flachwellige Ebene gewor-den, die nur ganz wenig über dem Meeresspiegel herausragte. Das größte und bedeutendste Braunkohlenlager liegt am Nordabhang des Eifelge-birges, in der Ville. Wenn auch anzunehmen ist, daß auf der weiten Eifelfläche die Braunkohlenlager eine größere Ausdehnung hatten, so ist uns doch nur ein einziges bekannt, und zwar liegt dies in unserer engeren Heimat. Es ist das Braunkohlenvorkommen im Pellental zwi-schen Eckfeld und Brockscheid. Die Ausbeutung lohnt sich nicht; aber immerhin gibt es uns Aufschluß darüber, wie damals unsere Gegend ausgesehen haben mag. Unter heißfeuchtem Klima gedieh eine üppige Pflanzenwelt. Große Urwälder und ausgedehnte Waldmoore bedeckten die fast ebene Oberfläche. Die abgestorbenen Pflanzen häuften sich in großen Schichten an, versanken im Sumpf, verrotteten und wurden schließlich zu Braunkohle. Pflanzenabdrücke, die man hier gefunden hat, zeigen deutlich Verwandtschaft mit der niederrheinischen Braun-

kohle. Daraus kann man schließen, daß die Entstehungszeit dieselbe ist. Weshalb sind nun die großen Braunkohlevorkommen der Eifel nicht mehr vorhanden? Es ist anzunehmen, daß sie in einer späteren Zeit den Abtragungskräften zum Opfer gefallen sind. Das Lager im Pellenstal verdrängt seine Erhaltung einer eingesunkenen Erdscholle und ist so als stummer Zeuge einer längst verschwundenen Zeit übrig geblieben. In die Braunkohlenzeit fällt auch die Entstehung der großen Tonlager bei Binsfeld, die sich nach Westen in den Kreis Bitburg hinein erstrecken. Sie haben in dieser Gegend eine rege Töpferindustrie ins Leben gerufen. — Wie kam es nun zur Bildung der Tonlager? — In bedeutender Höhe als heute schlingelte sich die Urmosel durch eine breite, nicht allzu tiefe Senke zwischen Eifel und Hunstück, die man Moseltrog nennt. Die Spuren dieses alten Mosellaufes sind Kies- und Schotterablagerungen, z. B. bei Großlütten, Hasborn, Oberscheidweiler, Dudenbrunn und Niersbach. Die träge dahinfließenden Bäche entwässerten das Eifelgebirge nach Süden dem Moseltrog zu. Dabei trugen sie auch die verwitterten Bestandteile des Untergrundes zu Tal. Bei dem damaligen heißfeuchten Klima war die Verwitterung wirksamer, vor allem tieferdrücker als heute. Unsere Grauwacken verwittern gewöhnlich zu braunen oder gelben Sanden und Tonen, was auf dem Eisengehalt des Gesteins beruht. In jenen Zeiten nun bildeten die vermodernden Pflanzen viel Humussäure, welche die Eisenbestandteile dem Gestein entziehen. Bei der Verwitterung wurde es gleichzeitig bleicht. So ist die weiße Farbe des Tons und der Sandmassen in der Umgebung zu erklären. Nur der harte Quarzit widerstand der Verwitterung. — Wir müssen uns nun vorstellen, wie in langen Zeiträumen die Verwitterungsdecke vom Regen abgewaschen und durch Bäche und Flüsse weiter befördert wurde. Unterwegs wurden die unverwitterten Quarzbrocken zu runden Kiesel abgeschliffen, das übrige Gestein wurde zu Sand verrieben, und die feinsten Bestandteile setzten sich als Flußtrübe in ruhigen Buchten oder an stillen Stellen des Moseltroges als Tonschlamm nieder. Spuren dieser alten Flußbrinnen sind die Kiesel- und Sande bei Manderscheid, Landscheid, Niederkaill und Arenrath. Wir müssen nämlich bedenken, daß das Flußnetz von damals ein anderes war als heute.

Unter Heimatboden wieder in Bewegung

Die eintönige Landschaft, wie wir sie uns jetzt vorzustellen haben, wurde durch innererliche Kräfte von neuem umgestaltet. Es war die Zeit, als das jetzige Alpengebirge aufgefaltet wurde. Der alte, starre Sockel des Eifelgebirges ließ sich nicht mehr falten; aber dem gewaltigen Druck mußte er doch irgendwie nachgeben. So entstanden Risse und Spalten, Schollen hoben sich und wurden aufgerichtet, andere sanken tiefer, oder sie überschoben sich gegenseitig. Die Oberfläche bot zunächst einen viel bewegteren Anblick, aber die nie rastende Tätigkeit der Naturkräfte, besonders des Wassers, setzte sofort ein, um die entstandenen Höhenunterschiede auszugleichen. Die Seen ließen aus, alte Bachrinnen wurden trocken gelegt, neue Flußtäler bildeten sich. Die Entstehung der Flußtäler der heutigen Eifel Flüsse Salm, Lieser und Alf dürfte wohl damals begonnen haben.

Unter Heimat wies brennendes Land

Die Schollenbewegung hatte weiterhin zur Folge, daß feuerflüssige Massen durch die entstandenen Risse an die Erdoberfläche empordrangen. Unter gewaltigem Druck wurden großen Gesteinsbrocken, Asche, Sand und glühende Masse nach oben geschleudert. Rings um die Öffnung der Krater häuften sich die Schlackenmassen und bildeten einen runden Wall. Die

abtragenden Kräfte begannen sofort ihre Tätigkeit. Zuerst verschwanden die lockeren Bestandteile um den Wall. Aber das harte Basaltgestein, das sich aus der flüssigen Lavamasse gebildet hatte, trotzte hartnäckig der Verwitterung. So entstanden die kegelförmigen Berge, deren Kern der ehemalige Basaltpfropfen im Schlot des Kraters ist. Diese Vulkanform haben wir in unserem Kreise nicht, wohl aber ist sie im Kreise Daun zahlreich vertreten. Sie haben schon viel von ihrer ursprünglichen Form eingebüßt. — Aber auch in unserem Kreise haben wir Zeugen der vulkanischen Tätigkeit während der Braunkohlenzeit. Es sind die beiden kegelförmigen Berge in der Wittlicher Senke und der Sterresberg östlich von Pohlbach.

Mojenberg und Hoergraben

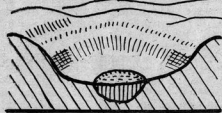
Die Entstehung der Maare, die jüngste Form vulkanischer Bildungen, fällt in die nächste Zeitperiode, die man gewöhnlich Eiszeit nennt. Der Name verrät den großen Klimawechsel. Das schönste und wohl auch das lehrreichste vulkanische Gebilde in der ganzen Eifel ist der Mozenberg. Seine vollständige Erhaltung verrät uns, daß er, erdgeschichtlich gesehen, viel jünger ist als die Vulkankuppen der Braunkohlenzeit. In seinen langgestreckten Rücken sind 4 Krater eingebettet. Der größte ist der Windsborn. Was sich ehemals hier abgespielt hat, wird jedem Beschauer sofort klar: Aus dem Feuerschlund spielte die Erde die feurigen Massen. Die Lava erstarrte, in dem Kraterloch sammelte sich der Regen. Weil das festgefügte Lavagestein das Einsickern des Wassers verhinderte, entstand ein Kratersee. Bedeutend kleiner ist das Hinkelsmaar. Der Name ist irreführend, es ist auch ein Kratersee. Es war auch mit Wasser gefüllt; aber die Verlandung ist schon weit fortgeschritten. Der Rand des 3. Kraters bildet die höchste Erhebung des Mozenberges. Mit diesem in Verbindung steht der 4. Krater. Wir sehen, daß sein Rand nach SO durchbrochen ist, wodurch er Hufeisenform erhalten hat. Hier hat sich der Lavastrom einen Weg gesucht und ist durch das Tal des Horngrabens zu Kleinen Kyll hinabgefloßen. Es muß ein grausiges Naturschauspiel gewesen sein, als sich dieser brodelnde Gesteinsbrei zischend und dampfend beinahe 2 km weit zu Tal wälzte. Am Ende des Tales stautete sich die Masse, da die Hänge der Kleinen Kyll Halt geboten. In einer Breite von 500 m und einer Höhe von 40 m bildete er eine Sperrmauer, eine natürliche Talssperre. Nachdem sich das Staubecken gefüllt hatte, stürzte das Wasser in hohem Fall in die Tiefe. Es begann eine langwierige, unverdrossene Arbeit, das harte Gestein zu durchsägen. Nur ganz langsam vertieften sich die Abflurinnen in der Sperrmauer, der Wasserfall wurde allmählich kleiner. Das Wasser ist emsig bemüht, auch die letzten Hindernisse zu beseitigen, bis der frühere Zustand wiederhergestellt ist und es wieder ruhig in seinem alten Bachbett fließen kann. Es fallen uns in der Nähe des Wasserfalles die eigenartigen Vertiefungen im Gestein auf. Wie sind sie zu erklären? Basaltbrocken wurden durch das herabschießende Wasser in kreisende Bewegung versetzt und bohrten sich in das weichere Devongestein ein. Reste der Sperrmauer sind umherliegende Basaltblöcke und die Basaltsäulen zu beiden Seiten des Baches. Auf der linken Seite sind sie zwar klein, auf der rechten aber, in der sog. Wolfsschlucht, bilden sie eine hochragende Säulenwand. — Hier im Tal der Kleinen Kyll macht uns die Natur selbst an einem Beispiel klar, mit welch großen Zeiträumen wir in der Erdgeschichte rechnen müssen. Tausende von Jahren dürften erforderlich gewesen sein, bis der hohe Basaltwall vom Wasser durchsägt war. — Basalt und alle Gesteine, die ehemals die feurige Masse an die Erdoberfläche gelangt sind, zeichnen sich durch große Härte aus. Man nennt sie wegen ihrer Entstehung „Ergußgesteine“, im Gegensatz zu „Schichtgesteinen“, die sich aus Ablagerungen am Meeresgrund gebildet haben.

Das Meerfelder Maar

Wandern wir vom Mosenberg in nördlicher Richtung weiter, dann stehen wir bald am Rande eines großen Kessels, des Meerfelder Maares. Er hat einen Durchmesser von 1,5 km. Das Schiefergestein, das an einzelnen Stellen der Kraterwand zutage tritt, zeigt, daß es sich hier um ein richtiges Maar handelt, denn es ist in die Hochfläche eingesenkt. Es scheint wie mit einem Messer aus der Umgebung herausgeschnitten. Lavaflüsse können wir nicht feststellen. Der Höhenunterschied zwischen Wasser-



Kratersee (Mosenberg)



Maar (Meerfelder Maar)

spiegel und Hochfläche beträgt 180 m. Wir erkennen deutlich, daß schon vor der Entstehung des Maares hier ein enges tiefes Tal bestanden hat, in das der gewaltige Krater hineingesprengt wurde. Durch die abtragenden Kräfte, besonders durch den Regen, wird das lockere Material an den Maarwänden ständig nach unten befördert. Deshalb geht es allmählich der Verlandung entgegen. Zudem hat man auch künstlich zur Senkung des Wasserspiegels beigetragen. Vor etwa 70 Jahren hat man durch einen Stollen unter dem Kraterwall hindurch eine Verbindung des Maares mit dem Meerbach geschaffen, um Wiesengelände zu gewinnen.

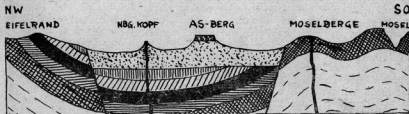
Die Wittlicher Senke

Das sieht ihr ja schon deutlich auf der schönen Kreiskarte, die in eurer Schule hängt, daß es mit der schmalen Einsenkung zwischen den Moselbergen und dem Eifelrand von Schwelbich bis Bengel etwas Besonderes auf sich hat. Wohl spricht man oft vom „Wittlicher Tal“ und meint damit den besonders flachgedehnten Teil zwischen Wittlich und Platten, Altrich und Bombogen. Aber das Ganze kann keine Taibildung sein, denn kein Fluß fließt heute durch die ganze Länge dieser Senke, dem wir eine solche Taibildung zuschreiben könnten. Im Gegenteil! Die Eifelzweige der Mosel schneiden sie fast senkrecht. Sicherlich habt ihr auch schon sagen hören, die Mosel sei einst hier geflossen und habe diese Ausräumung geschaffen. So sehr auch der erste Augenschein eine solche Annahme nahelegt, wissenschaftliche Gründe sprechen klar dagegen. Gewiß seid ihr schon einmal zwischen Bullay und Trier mit der Eisenbahn oder mit dem Omnibus auf der Bundesstraße gefahren. Ist es euch da nicht aufgefallen, daß die Felder oft so herrlich rot leuchten? Oder habt ihr nicht hier und da rote Steinbruchwände entdeckt? Soweit wir diesen roten Boden, diesen roten Stein finden, so weit reicht die Wittlicher Senke! In den Moselbergen aber besteht das Gestein aus dunklen Schiefen, oft mit hellen Quarzbändern durchsetzt, und in der Eifel wird der Boden von gelben, braunen und grauen Schiefen gebildet. Bis zu einer Tiefe von 500 Metern ist die Wittlicher Senke von diesem roten Sandstein ausgefüllt, den wir den Wittlicher Sandstein nennen wollen. Auch

bei Quint und zwischen Kenn und Ruwer finden wir noch dieses Gestein und bei Ürzig greift es sogar ins Moseltal hinüber.

Der Wittlicher Sandstein wird auch zum Hausbau verwendet. Aber dann schaltet man gewöhnlich schmale Schieferlagen dazwischen. Und bei älteren Bauten habt ihr gewiß schon beobachtet, daß die Schieferschichten scharf vorstehen, während der Sandstein oft tiefe Hohlkehlen bildet. Der harte Schiefer ist eben beständiger als der leicht verwitternde Sandstein. Bei großen und modernen Bauten, auch für Treppenstufen und Fenstereinlassungen, verwendet man jedoch einen härteren Sandstein, den Buntsandstein. Den finden wir westlich der Salm, im Kuno- und im Meulenwald, auch auf dem Asberg und dem Burgberg. Besonders gut läßt er sich im Kylltal abbauen. Deshalb wird er auch Kyll- oder Kordeler Sandstein genannt.

Vergleichen wir einmal die Steine, sie ähneln einander sehr! Aber seht, der Wittlicher Sandstein ist etwas heller, manchmal zeigt er blasser, grüne oder schwarze Flecken. Zuweilen ist er mit Ton durchsetzt. Dadurch ist er weicher, er zerfällt leichter; deshalb ergibt er aber auch einen fruchtbareren Boden, den besten Tabak-Boden. Dagegen ist der Buntsandstein gleichmäßig kräftig rot. Deutlich treten die einzelnen Sandkörner hervor, und ihr Gefüge ist fest, wie mit Zement verkitet. Hart ist dieser Stein, ein rechter Baustein; Pleiner und Unkensteiner Viadukte sind daraus erbaut. Aber er ist unfruchtbar; auf ihm gedeiht kein Laubwald, nur Fichtenwälder dunkeln über seinen Höhen.



SCHEMATISCHER SCHNITT DURCH DIE WITTLICHER SENKE.

Der Querschnitt durch die Wittlicher Senke soll euch nun zeigen, wie wir uns die Herkunft dieser Gesteine zu erklären haben. Ihr wißt bereits, daß das Rheinische Schiefergebirge vor Jahrmillionen zu einem Alpengebirge gehört hat, das dann in undenkbar langen Zeiträumen wieder abgetragen worden ist. Ein Teil dieses abgetragenen Schutts blieb in den Mulden liegen und ist allmählich zu Stein verbakken, unserem Wittlicher Sandstein. In der ersten Hälfte der Erdneuzeit war das Gebiet unserer Eifel zu einer Fastebene geworden. In Seen und flachen Meeresarmen wurden ein sehr feiner Ton, helle Sande und reine Quarzkiesel abgesetzt. Träg und in zahllosen Windungen schoben sich die Gewässer durch die weiten Ebenen. Auch die Urformen der Mosel und ihrer Eifelzweige waren schon vorhanden.

Da begann nun jene Senkung, die später an scharfen Bruchrändern abgerissen ist und das alte Schichtgefüge unterbrochen hat, wie es die Zeichnung zeigt. Weil das alles ungeheuer langsam vor sich ging, behielten die Flüsse ihre alte Richtung bei, stauten sich allerdings zeitweilig in der entstehenden Senke und mußten sich ihre Zugänge zur Mosel neu schaffen, da ja nun die Moselberge einen Riegel bildeten. Die Alf rampte sich am Reiler-Hals fest und wendete sich in ihrer Rotosigkeit der Lieser zu. Gemeinsam erarbeiteten sie sich den Durchbruch bei Platten. Erst später hat die Alf durch das Höllental einen Zugang zur Ueß und mit dieser ihre heutige Mündung gefunden. Auch die Salm hat anfangs andere Wege genommen, ehe sie ihren endgültigen Zugang zur Mosel wieder fand.

In dem verhältnismäßig weichen Wittlicher Sandstein konnten sich die drei Flüsse und ihre Nebenflüsse recht breit machen, weite Verebnungen schaffen und Terrassen entwickeln. Ihr lebhaftes Gefälle vermochte das Material rasch fortzutragen. So wurde die Senke stärker ausgeräumt als die Talstrecken dieser Flüsse im Schiefer der Eifel und der Moselberge; hier sind die Täler außerordentlich eng. Nur da, wo härtere Gesteine im Wege waren, — wo der härtere Buntsandstein auflagerte oder ein Basaltgang durchgebrochen war und das Nachbargestein erhärtet hatte —, da finden wir heute noch Erhebungen.

Konrad Unsöld, Wittlich

Der Neuerburger Kopf im Wittlicher Tal

Jedem Reisenden, der die Strecke Koblenz-Trier im eilenden Zuge durchfährt, werden, wenn er seinen Blick von den weingeseigneten Moselbergen abwendet und nach Norden schaut, die beiden Bergkegel, die sich aus dem flachen Grunde des fruchtbaren Wittlicher Tales erheben, auffallen. Der Blick auf die beiden Bergköpfe „Neuerburger Kopf“ und „Lüxen Kopf“, die als Wahrzeichen für das ganze Wittlicher Tal gelten, wird jeden fesseln, sofern er Sinn für die Schönheiten der Natur hat. Der eigenartige Berggipfel des Neuerburgs Kopfes ist ein besonders beliebtes Ziel für manchen Wanderer.

Auch Helmut hat mit seinem Vater einen Aufstieg unternommen. Als sie zu den steilen Hängen emporkletterten, drängte sich Helmut unwillkürlich die Frage nach dem „Woher“ der beiden Berge auf, und er fragte seinen Vater nach dem Ursprung. Dieser blieb einen Augenblick stehen, um zu verschlafen, überlegte kurz und begann: „Ja, mein Lieber; es waren wohl gewaltige Kräfte, die diese eigenartigen Formen gebildet haben. Wie dir schon bekannt sein wird, ist die Erdoberfläche in langen Zeiträumen vielfach verändert und umgestaltet worden. In einem dieser Entwicklungsabschnitte durchbrachen gewaltige, im Innern der Erde wirkende Kräfte die Erdoberfläche, und in unserer engeren Heimat rauchten damals noch die Vulkane. Der Aschenregen füllte ganze Landschaften. Die flüssige Lava floß träge die Hänge hinab und erstarrte zu mächtigen Basaltlagern. Der Herd dieser vulkanischen Tätigkeit lag — wie du ja weißt — in den Gebieten um den Lascher See und um Daun. Auch das Wittlicher Tal spürte die Wirkung dieser Urkräfte. Aber nicht immer waren die Gewalten, die das flüssige Erdinnere nach oben drängten, stark genug, um die Erde zu durchbrechen. Die feuerflüssige Glutmasse des Innern preßte sich mit Gewalt zwischen die Schichten des Gesteins, wo sie, ohne bis an die Erdoberfläche gelangt zu sein, zu Basalt erstarrte. Gleichzeitig verfestigte sie das umgebende Gestein und machte es widerstandsfähiger gegen die Abtragungskräfte. Dies zeigte sich erst nach außen im Verlauf der weiteren erdgeschichtlichen Entwicklung. Während die Verwitterung und Abtragung des weichen Wittlicher Sandsteins verhältnismäßig schnell vor sich ging, bot der verfestigte Sandstein größeren Widerstand. So schälten sich allmählich die beiden Kegel aus dem Gelände heraus. Außerlich haben sie zwar Ähnlichkeit mit den Basaltklippen der Eifel, aber die Entwicklungsursache ist eine andere. Wie du siehst, ist die Abtragung auf der Westseite deutlich festzustellen, denn dort fällt der Kopf steil ab, während er nach Osten hin sich sanfter neigt. Das läßt sich wohl durch die in unseren Breiten vorherrschenden Westwinde erklären, die die abgetragene Erde in der Hauptsache auf der Nordostseite im Windschatten des Berges wieder angetragen und abgelagert haben. Dem Verwitterungsboden, der reich ist an Tonen und Mineralien, verdanken heute die Bombogener, Dorfer und Neuerburger Tabakbauern teilweise die rotgefärbte, fruchtbare Erdkrume ihrer Ackerfluren.“

Heinrich Drautzburg, Bombogen

Unsere Eifelheimat wird neu geformt

Gegen Ende der Braunkohlenzeit begann eine langsame Hebung des gesamten Rheinischen Schiefergebirges, also auch der Eifel. Ihr müßt euch vorstellen wie damals unsere Heimat aussah. In Jahrtausenden hatten die Naturkräfte das ehemals gewaltige Gebirge abgetragen und zu einer „Fastebene“ erniedrigt. Bei geringerem Gefälle pendelten die Flüsse, langsam Schleifen bildend, nach dem Moseltal zu. Wie müßte sich nun diese Hebung des gesamten Gebietes auf die Flüsse auswirken? Da der Meeresspiegel sich nicht veränderte, suchte der Rhein seine bisherige Lage zu diesem beizubehalten, ebenso die Mosel zum Rhein und die Eifel Flüsse zur Mosel. So wurden die Flüsse angeregt, ihre Täler zu vertiefen. Das Einschneiden der Flüsse in das sich allmählich hebende Gebirge kann man mit dem Eindringen der Bandsäge in ein Stück Holz vergleichen, das gegen sie gedrückt wird. Die Säge bleibt immer an derselben Stelle, verändert aber ihre Lage zum Holzstück um so mehr, je weiter dieses vorrückt. Bei unserm Vergleich ist das Holzstück das Gebirge, die Säge der Fluß, der in das Gebirge einschneidet. Wie können aber die kleinen Bächlein diese gewaltigen Täler von oft 100 m Tiefe in das harte Gestein gesägt haben? Ihr habt alle schon erfahren, wie verheerende Kraft dem Wasser innewohnt. Bei Hochwasser werden oft Brücken abgerissen, Häuser zerstört, tiefe Löcher in den Boden gerissen, das Land mit Geröll- und Schuttmassen überdeckt. Was hier eine große Wassermenge in kurzer Zeit leistet, dasselbe bringt auch eine geringe Wassermenge in langer Zeit zuwege, wenn auch erst in 100 oder gar 1000 Jahren. „Steter Tropfen höhlt den Stein“ gilt sinngemäß auch hier.

Dem Emporsteigen des Untergrundes widersetzen sich also die Flüsse hartnäckig. Sie wollen unter allen Umständen ihr altes Niveau beibehalten. Das ist ihnen auch gelungen, wirklich nicht zum Schaden des dadurch sich neu formenden Landschaftsbildes. Das alte Gebirgsland wurde umgeformt. Wandern wir durch die tief eingeschnittenen Eifeltäler, etwa auf dem Lieserpfad, dann grüßen uns die besonders auf den Prallhängen sich aufrichtenden Felsen. Senkrecht bis zu über hundert Meter werden dem Ufertrand emporragend, möchten sie uns glauben machen, wir befänden uns in einer Hochgebirgslandschaft. Die zahlreichen Flußkrümmungen sorgen ständig für Abwechslung des Landschaftsbildes. Manchmal sehen wir 3 bis 4 Talwände kullissenartig hintereinander aufgebaut, nur durch schwache Schattierungen gekennzeichnet, getrennt durch den im Tale sich schlängelnden Fluß.

Die übrigen Flußtäler, soweit sie in harten Tonstiefer eingebettet sind, zeigen ähnliche Bilder. Besteht aber der durchsichtige Talgrund aus weicherem Gestein, aus Buntsandstein, dann werden die Täler weiter und sind sanfter gebösch, wie wir es im mittleren Salmtal finden. Der noch weichere Wittlicher Sandstein konnte dem nagenden Wasser noch weniger Widerstand entgegensetzen. So entstand hier die einzigartig herrliche Wittlicher Talandschaft mit den beiden markanten Kegelbergen, mitten ins Eifelgebirge hineingesenkt.

Die Mosel, unser größter Heimatfluß, steht ihren Eifelkindern an Fleiß und Ausdauer wahrhaftig nicht nach. Sie hat in unverdrossener Arbeit in den alten Gebirgsboden ein Tal hineingezaubert, das man sich in der Phantasie nicht schöner vorstellen könnte. Ihr Flußlauf erscheint, von oben gesehen, wie ein breites, viel gewundenes Band. Durch die Krümmungen entstehen Halbinseln von sehr verschiedener Form, die einmal als sehr lange, dann als breitköpfige Landzungen erscheinen. Beide Uferseiten bieten die reizendsten Gegensätze dar: Sanft ansteigendes Wiesen-, Acker- und Waldgelände auf der einen, steil aufragende Bergformen auf der anderen Seite. Hier im schiefen Boden vermag die Rebe, soweit die Hänge der Sonne zugewandt sind, ihre vorzüglichsten

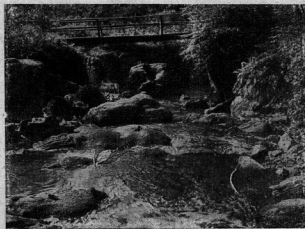
Eigenschaften zu entwickeln. Der Fluß hat durch den tiefen Einschnitt ins Gebirge diese sonnigen Bergwände und damit auch die Möglichkeit des Weinbaus geschaffen. So hat die Mosel ihr Tal nicht nur schön, sondern auch reich gemacht.

Die Mosel und ihre Nebenflüsse haben den alten sich hebenden Gebirgssockel in einzelne Teile zerschnitten. Aber auch ihn ließen die Abtragungskräfte nicht unbehelligt. Ein Rundblick über die Hochfläche zeigt uns, daß die Ebene vielfach gestört ist. Im Westen überragt der langgestreckte Rücken des Mosenberges das Gelände. Im Norden winken die Vulkankuppen des Kreises Daun und geben der Gegend ein gebirgiges Aussehen. Vor der Wittlicher Senke richtet sich der Grünwald wie ein hoher Wall auf, der sich jenseits der Alf im Kondelwald fortsetzt. Nach Westen ist der Wall durch Scholleneinsenkung verschwunden, taucht aber bei Oberscheidweiler wieder auf, wo er im Kallerberg eine Höhe von 450 m erreicht. Wenn ihr bedenkt, daß diese herausragenden Höhenzüge und Kuppen aus hartem Gestein bestehen, nämlich Quarzit und Basalt, dann versteht ihr auch die Umformung der Oberfläche. Es sind dies die harten Reste alter Gesteinschichten, die der Verwitterung und der Abtragung größeren Widerstand entgegengesetzt.

So bekam die alte abgetragene Gebirgsscholle durch die tiefen Talfurchen, die hohen Basaltkuppen und die langgestreckten Höhenrücken ein ganz anderes Gesicht. Sie bekam die Züge eines jungen Gebirges und wurde mit vielfachen landschaftlichen Reizen ausgestattet. Und das ist unsere liebe, teure, uralte Heimat.

Kennst du deine Heimat?

Dann erkanntest du im sechsten Heft das „Kirschenkreuz“, das hoch oben vom Reiler Hals in das liebliche Moseltal hinabschaut.



Wenn du dieses Heft eingehend studiert hast, dann weißt du, welchen Groben dieses Bild darstellt. Wenn nicht, nenne ich ihn dir als lohnendes Ausflugsziel im 8. Heft:
„Blühende Heimat“

Dieses Heft wurde bearbeitet von Josef Becker, Pantenburg

Das Titelbild zeichnete Hans Scherl, Wittlich

Bildarchiv: Georg Fischer Verlag (Seite 101 und 104), Verkehrsamt Manderscheid (Seite 103) und eigene Anfertigung

Die Zeichnungen fertigten an: Lehrer Josef Wagner, Wittlich (Seite 102 und 108) und Stud. rat. Konrad Unsöld, Wittlich (Seite 109)

Druck: Fr. Wilh. Knopp, Wittlich/Rhld.

LAND ZWISCHEN MOSEL UND MAAREN



Herausgegeben von Schulrat Schaefer, Wittlich und Peter Kremer, Bernkastel
 unter Mitwirkung der Lehrerschaft des Kreises Wittlich

Heft 8: „Blühende Heimat“

Blühende Heimat

In diesem Hefte wollen wir euch hinausführen in die Blumen- und Blütenwelt und in die Wälder unseres Heimatkreises. Viele Blumen und die wichtigsten Baumarten sollt ihr kennenlernen, alle können wir sie euch nicht aufzählen; dafür reichen diese wenigen Blätter nicht aus. Wir sind daher auf die Sträucher und die eigentlichen Unkräuter gar nicht erst eingegangen. Dieses Heft kann nur anregen, euch selbst mit den Pflanzen und Baumarten der Heimat zu befassen. Wer wollte sich in Gottes prächtigem Wald- und Blumengarten nicht auskennen? Wie schön, wenn ihr auf euren Spaziergängen sagen könnt: Das ist diese Blume, so heißt jene Pflanze, und das ist jener Baum. Würde euch das keine Freude machen? Wir machen euch daher einen Vorschlag: Sammelt im Laufe des Jahres die Blumen eurer Heimat und legt für eure Schule ein Herbarium, eine Pflanzensammlung an! Das ist etwas Schönes und Wertvolles. Euer Herr Lehrer oder das Fräulein Lehrerin werden euch dabei gerne behilflich sein. Geht auch hinaus in eure Wälder, und betretet sie mit Ehrfurcht vor dem, der sie schuf, und vor denen, die sie pflanzten, vor euren Vätern und Großvätern. Und nun begleitet uns, damit wir euch die schönsten und häufigsten Blumen- und Baumarten und ihre Standorte aufzeigen können. Zuvor sei euch aber noch eine sinnige Legende über das Werden der Blumen erzählt.

DIE GEBURTSSTUNDE



Legende von

Karl Brodhäcker

Als zum ersten Male ein Engel die Erde betreten sollte, ließ der Herrgott ihn zu sich rufen und sprach zu ihm: „Lieber Engel, du hast eine lange Reise vor dir, in eine Welt, die du noch nicht kennst. Es gibt dort viele Irrwege, die diejenigen Seelen verlocken, die dem Himmel abtrünnig geworden sind, und die auf Pfaden wandeln, die zur Hölle führen. Da deine Seele rein ist, kennst du nicht die Fährnisse, die diese Erde birgt. Es würde dem Satan leicht fallen, dich auf trügerische Wege zu führen. Damit du aber wieder den Weg in den Himmel zurückfindest, nimm diesen Korb mit, der Lebewesen enthält, die ich bis heute der Erde nicht anvertraute. Du sollst sie mitnehmen und auf deine Wege streuen! Eine bunte Pracht wird aus den Samen entspringen, die dein Körbchen enthält. Sie wird dort blühen, wohin du die Samen legst. Ist deine Reise über die Erde beendet, dann suche diese bunt blühenden Blumen wieder auf, und du wirst den Weg zu mir zurück nicht verfehlen können, trotz aller Verlockungen des Teufels!“

Und siehe da, als er seine Heimreise antreten wollte und sich umblickte, lachten ihm unzählige Blumen entgegen, die ihm mit ihrer Pracht und ihrem Leuchten den Weg in den Himmel wiesen, daß er auch nicht einen Finger breit von ihm abkam:

Seit jener Zeit aber blühen auf der Erde die Blumen als herrlichste Zierde der göttlichen Schöpfung — und die Menschen haben sie kennen gelernt, weil sie durch sie dem Schöpfer nahe sind.

Brichst du Blumen, sei bescheiden!

Gefunden

Ich ging im Walde fu für mich hin,
und nichts zu suchen, das war mein Sinn.
Im Schatten sah ich ein Blümlein stehn,
wie Sterne leuchtend, wie Augen schön.

Ich wollt' es brechen; da sag' es sein:
„Soll ich zum Welken gebrochen sein?“

Ich grub's mit allen den Würzlein aus,
zum Garten trug ich's am hübschen Haus.
Und pflanz' es wieder am stillen Ort;
nun zweigt es immer und blüht jo fort.

Johann Wolfgang v. Goethe

Die ersten Frühlingsboten

Des Winters strenge Herrschaft geht zu Ende. Der Frühling pocht und klopft an. Uebrall zeigen sich seine Spuren. Die bunte Meise singt bereits ihr erstes Frühlingslied. Erle, Weide und Haselstrauch haben ihre Blütenkätzchen lang gestreckt. Wenn der kalte Märzwind durch die noch kahlen Wipfel saust und oft noch Schneeflocken zur Erde wirbelt, dann durchbrechen im Garten die spitzen Blätter des Schneeglöckchens den Boden. Es ist uns allen ein vertrautes Blümchen, und froh begrüßen wir sein Erscheinen. Wildwuchsend kommt es kaum noch vor.

Ein naher Verwandter des Schneeglöckchens ist das wohlriechende große Schneeglöckchen. Es besitzt sechs gleich große Blütenblätter und kommt in unserem Kreise seltener vor. Die sonnigen Südhänge um Eisenschmitt sind in den warmen Märztagen mit den großen Schneeglöckchen bedeckt.

In fast allen Laubwäldern treffen wir um diese Zeit das zarte Buschwindröschen. Es wächst in großen Gemeinschaften, und weite Strecken des feuchten Waldbodens und feuchter Wiesen werden von den weißen Blüten des zierlichen Blümleins eingenommen. „Waldröschen“ und „Hainanemone“ wird es im Volksmunde genannt.

Mit den frühesten sonnigen Tagen sprißt auch das Leberblümchen aus dem Waldboden hervor. Es ist kein häufiger Gast unserer Heimat. Wir finden es in den Wäldern um Kröv und Hetzerath.

Zu den ersten Frühlingsboten auf der Wiese gehört neben dem bescheidenen Gänseblümchen, das ja fast auf allen Wiesen anzutreffen ist, die Schlüsselblume. Wer kennt nicht dieses Blümchen mit den runzeligen Blättern und den duftenden Blüten! Es liebt sonnige, sandige Wie-



sen und begegnet uns daher fast überall in unserem Kreise. Die Legende erzählt in anmutiger Weise die Entstehung des Namens. Die getrockneten Blüten ergeben einen angenehm schmeckenden Tee gegen Husten. Er wirkt lindernd und schleimlösend.

Etwa 14 Tage vor der Schlüsselblume blüht die „Hohe Primel“, die mehr feuchte Wiesen und lichte Waldstellen bevorzugt. Sie ist an verschiedenen Stellen unseres Kreises zu finden, z. B. auf den Talwiesen der Lieser und der Kleinen Kyll bei Manderscheid.

An kahlen Uferstellen des Bachländes hat die Pestwurz ihre roten Blütenköpfchen entfaltet. Blätter sind noch nicht vorhanden, sie schlummern noch in der Erde und erscheinen erst nach der Blütezeit. Auf feuchten Ton- und Lehmböden wächst der kleine Huflattich mit seinen gelben Blüten. Er ist in seinen Blättern kleiner als die Pestwurz. Sie enthalten Schleim- und Bitterstoffe, und darum war der Huflattichtee im Altertum ein bewährtes Heilmittel bei Lungen- und Brusterkrankungen. Bei Katarrhen ist er auch heute noch eine vielbegehrte Heilpflanze.

Zeitig im Frühjahr sprießt aus nassem, sumpfigem Boden die Sumpfdotterblume. Sie ist euch allen bekannt, diese kraftvolle Blume mit den leuchtend gelben Blütensternen und den großen herzförmigen Blättern. Sie begegnet uns ja auf allen Wiesen unserer Heimat.

Ausgangs des Monats März entfaltet das Scharbockskraut seine ansehnlichen goldenen Blütensterne. Es liebt ebenfalls Feuchtigkeit und Nässe und kommt daher meist auf nassem Wiesen und feuchtem Waldboden vor, wo es oft große Polster bildet.

Unter Hecken und Sträuchern, am Waldesrand und Wiesensaum hat sich zaghaft das wohlriechende Veilchen hervorgewagt und seine tiefblaue Blüte entfaltet. Welche Freude, wenn wir das erste Veilchen entdecken! Dieses schöne und doch so bescheidene Blümlein ist ein wahrer Frühlingsbote. Bei den Griechen war es der Frühlingsgöttin geweiht. Das Veilchen gehört zu den ältesten Arzneipflanzen. Pfarrer Kneipp empfiehlt Veilchenblütentee gegen Keuchhusten der Kinder und gegen Halsverschleimung.

Im Februar und März öffnet auch der Seidelbast seine purpurroten Blüten, die sich schon von weitem durch einen starken, fast betäubenden Duft verraten. Es bleibt mir ein unvergessliches Erlebnis, wie ich den Seidelbast zum ersten Male entdeckte. Fremdartig, ja geheimnisvoll mutet er einen an. Bei den Germanen war er dem Gotte Ziu geweiht. Er kommt in unserem Kreise nur an vereinzelt Stellen vor. Mir sind Standorte im Grünwald, im Kondelwald, im Liesertale, auf den felsigen Hängen von Manderscheid, im Salmtale und im Mönchsforst bei Eisenschmitt bekannt. Vielleicht kennt ihr noch andere Standorte. In jedem Falle sollt ihr diese seltene Pflanze schützen, damit sie in unserer Heimat nicht ganz ausstirbt.

Ein anderer prächtiger Frühlingsbote ist die gelbe Narzisse, im Volksmund meist Osterblume genannt. Sie wird viel im Garten angepflanzt. Wildwachsend kommt sie noch bei Steinborn und Hof Altenhof vor. Bei Altenhof sind einzelne Wiesen dicht übersät mit den leuchtend gelben Glocken und bieten ein wundervolles Frühlingsbild.

Die Wiese im Frühling

Es regt sich an allen Enden. Der Frühling ist eingezogen, still und leise, in Wald und Feld und Wiese. Da beginnt das große Sprießen und Blühen weit und breit. Die Wiesen stehen in saftigem Grün, geziert mit buntlarbigen Blumen.

Zu den frühesten Blumen unserer Wiesen gehört der gelbe Hahnenfuß,

der Ende des Monats April seine Blüten öffnet. Er ist fast auf allen Wiesen unserer Heimat anzutreffen.

Etwa den gleichen Boden liebt der Löwenzahn. Er ist euch allen ja bekannt als Butterblume, Kuhblume, Pustelblume. Ihr kennt bestimmt noch mehr Namen für ihn. Die Blütagetage sind nur kurz. Die jungen Blätter ergeben einen vortrefflichen Salat. Der Saft der Pflanze wirkt blutreinigend. Und mit seinen Lichtkronen habt ihr alle schon gespielt. Um dieselbe Zeit blüht auf feuchten Wiesen das liebliche Vergißmeinnicht. Ihr kennt wohl die schöne Sage, wie es zu seinem Namen kam. Mit seinen himmelblauen Blüten ist es ein Lieblingsblümchen unserer Kindheit, ein Mahner an Liebe und Freundschaft.

Auf feuchten Wiesen steht im April und Mai das hübsche Wiesenschaukraut mit seinen hellviolettten Blütenchen. Es hat seinen Namen von den Schaumklümpchen, die man vielfach am Stengel findet. Das sind die Eihüllen der Schaumzirpe.

Ein Kind feuchter Wiesen ist die Kuckucks-Lichtnelke, die solche Wiesen oft dicht bevölkert. „Fleischblume“ wird sie vom Volke genannt, wohl wegen der fleischroten Farbe der zarten Blüte. Der „Kuckucks-speichel“ an dem Stengel rührt nicht vom Kuckuck her, sondern von der Larve der Schaumzirpe.

Eine seltener Blume unseres Heimatgebietes ist das Knabenkraut, das mit seinen violetten Kerzen einen prächtigen Schmuck feuchter Wiesen bietet. Es paßt so gar nicht in unsere heimische Blumenwelt und mutet uns fremd und geheimnisvoll an. Gegenden mit Kalkboden werden von ihm besonders bevorzugt. Auf den Wiesen um Bettenfeld und im Wittlicher Tal ist das gefleckte Knabenkraut recht häufig anzutreffen. Zu den Orchideen gehört auch die Kuckucksblume mit ihren weißen Blüten, die besonders nachts stark duftet. Sie wächst vereinzelt im Salmtal zwischen Bruch und Landschaft.

Der körnige Steinbrech bewohnt gerne lehmige Wiesen und erschließt seine großen, weißen, glockigen Blüten im April. Schaut euch mal seine Wurzel an, dann versteht ihr den Namen. Einige seiner Verwandter thronen hoch oben auf den Alpenhöhen. Der Steinbrech galt beim deutschen Volke stets als eine Pflanze mit wunderwürdiger Kraft.

Eine andere bekannte Frühlingspflanze unserer Wiesen ist der kriechende Günsel mit seinen himmelblauen Lippenblüten. Er treibt zahlreiche kriechende Ausläufer, die der Blume den Namen gaben. Und wenn wir uns nun einen bunten Frühlingsstrauß mit nach Hause nehmen, so wollen wir die Bitte des Dichters beherzigen, die wir — euch zur Mahnung — als Überschrift vorausschickten.

Im Frühlingswald

Heute wollen wir hinauswandern in den lieblichen Maienwald. Da gibt es viel zu schauen und zu erspähen. Der Wald ist schön zu jeder Jahreszeit, am schönsten aber wohl im Wonnemonat Mai. Es grünt und blüht an allen Enden.

Am sonnigen Waldesrande haben Schwarz- und Weißdornhecken ihre Blüten entfaltet. Wir freuen uns an der weißen Blütenpracht. Verschwenderisch haben sie sich geschmückt, und entzückt bleibt unser Auge auf dem schimmernden Blütenmeer haften. Auch der stattliche Mehlbeerstrauch und der gemeine Schneeball, die beide Kalkboden lieben, stehen in vollem Schmuck.

Wir wollen nun eintreten in den Maienwald, der jungfrisch in seinen neuen Blättern prangt. Da stoßen wir im schattigen Buchenwalde auf den Sauerklee, der weite Flächen des humusreichen Waldbodens bedeckt.

Durch seinen Duft verrät sich uns schon von weitem der wohlriechende Waldmeister, auch Malkraut genannt. Er ist eine ausgesprochene Schatten- und Humuspflanze und steht meist in großen Mengen zusammen. Er wird jedes Jahr eifrig gesammelt zur Zubereitung der köstlichen Maibowle. Aber auch als Heilmittel ist er vielbegehrt. Im Mittelalter war er als fiebertreibendes Mittel sehr empfohlen.

Und hier, schaut nur her, da wächst auch die Heidelbeere! Inmitten der Kiefernwaldungen und lichter Laubwälder bedecken die anspruchsvollen Büsche oft weite Strecken und lassen andere Sträucher und Kräuter nicht hochkommen. Wenn wir genauer hinschauen, so finden wir, unter dem Laub ziemlich verborgen, die rötlichen Blütlöckchen ausgehängt. Die reifen Beeren sind auch als Heilmittel gegen Durchfall sehr beliebt.

Dort am sonnigen Raine entdecken wir auch die liebliche Erdbeere. Sie hat ihre 5 weißen, zarten Blütenblätter weit geöffnet. Bis ihre köstlichen, duftenden Früchte reifen, vergehen noch einige Wochen. Das Pflänzchen liebt Sonnenschein und feuchten Untergrund. Bescheiden wächst es in stiller Einsamkeit und gehört dennoch zu unseren heilsamsten Kräutern. Die jungen Erdbeerblätter, im Monat Mai gesammelt, ergeben einen wohlschmeckenden, wohlriechenden und heilsamen Tee; doch die Früchte genießen wir noch lieber.

Welch' herrlicher Wohlgeruch strömt uns denn hier entgegen? Das ist das duftende Maiglöckchen, eine Zierde besonders der lichten Laubwälder mit Sand- und Lehmboden. In den Wäldern zwischen Wengerohr und Ürzig kommt es so häufig vor, daß die Leute im weiten Umkreis von hier wohlriechende Sträußlein heimtragen.

Und hier treffen wir noch ein hübsches Blümchen, die weiße Sternmire, die sich lichte Wälder als Standort auserkoren hat. Weiße Strecken des Bodens sind von ihren Blütensternen überstrahlt.

Auch die Goldnessel, die sich dort aus dem grasbedeckten Waldboden erhebt, wollen wir nicht vergessen. Mit ihren gelben Lippenblättern ist sie ein Schmuck des tiefgrünen Waldteppichs.

Aber sieh, welch niedliches Blümlein hier am Boden dahinkriecht! Mit den glänzenden Blättern und den hellblauen Blüten sieht es so zierlich aus. Es ist das kleine Immergrün, auch Sinngrün genannt. In hohem Ansehen steht es bei den Menschen, und sie haben es alle gern. Im Walde zwischen Ürzig und Bausendorf bedeckt es ganze Flächen, und in den Waldgebieten um Bruch und Arenrath ist es ebenfalls häufig zu finden.

Ein scharfer Knoblauchgeruch strömt uns entgegen. Es ist der Bärenlauch, der dort in so dichten Mengen beisammensteht, daß der Boden wie beschneit aussieht. Der schlanke Stengel trägt eine üppige, weiße Blütendolde. Er begegnet uns vor allem in den Wäldern um Steinborn. Vereinzelt schauen wir auch noch die immergrüne Walddistel mit ihren kurzgestielten, dornigen Blättern, die jetzt in voller Blüte steht. Sie liebt sandigen oder kalkhaltigen Boden. Die Gesellschaft meidet sie, sie möchte allein sein und nicht belästigt werden. Auch sie erscheint uns in unseren Wäldern so fremdartig, und wir empfinden gleich, daß sie nicht hierher gehört; sie ist mit ihren immergrünen, lederartigen Blättern ein Kind des Südens. Eine Verwandte von ihr liefert in Südamerika den bekannten Matete.

Unser Streifzug durch den heimischen Maienwald ist beendet. Beim Ausgang treffen wir noch auf einer feuchten Stelle eine eigenartige Pflanze, den Aronstab, der im Mai seine Blüte öffnet. Der Blütenstand ist von einem tütenförmigen Blatte eingehüllt. Er galt lange als fleischfressende Pflanze. Eine solche ist er aber nicht, er hält die herbeigekockten Insekten nur solange fest, bis sie die Bestäubungsarbeit geleistet haben. Er kommt ziemlich im ganzen Kreise vor.

Blumen am Wegesrand

Höher steigt die Sonne am Himmel, wärmer sind ihre Strahlen geworden. Der Sommer ist langsam ins Land gezogen. Da blüht es auch am Wegesrande, er möchte nicht zurückstehen, auch er möchte sich schmücken und teilnehmen an der sommerlichen Pracht.

Zu den häufigsten Pflanzen am Wegesrande gehört der Wegerich, der ja daher auch seinen Namen hat. In drei Arten tritt er bei uns auf: Der große Wegerich, der mittlere Wegerich und der Spitzwegerich. Viele Namen hat der Volksmund für die Pflanze: Wegebreit, Sauohr, Schafszunge. Armselig sieht die Pflanze aus, unscheinbar und dürrig sind die Blüten, aber ehrfurchtgebietend sind die Heilkräfte, die in ihr wohnen. An allen Wegrändern erblicken wir im Juni und Juli die weißen Dolde der Schafgarbe. Sie ist eine wertvolle Heilpflanze. Das sagen ihre uralten Namen: Heil aller Welt, Gotteshand, Allheil. Bescheiden, oft ganz unbeachtet steht sie da, aber stets bereit, uns zu helfen in Krankheit und Schmerz.

Im Juni entfaltet auch das Johanniskraut seine gelben Blüten. Überall am Wege und Raine ist es anzutreffen. Der Tee ist ein vorzügliches Mittel gegen Leber- und Magenleiden. Johanniskrautöl hilft ganz besonders bei Verbrennungen. So erhielt das Blümlein den trostreichen Namen: Unseres Herrgotts Wundkraut! Habt ihr schon einmal seine Blüten ausgedrückt?

Eine wohlbekanntere Pflanze am Wegesrande ist, der Odemnig. Er blüht von Juni bis August und besitzt eine lange Ähre mit goldgelben Blüten. Die hakig-borstigen Samenhüllen setzen sich gerne an unsern Kleidern und am Fell aller Weidetiere fest.

In großen Mengen treffen wir die Zypressen-Wolfsmilch an den Wegen. Sie scheidet beim Plücken einen weißen, milchartigen, scharfen Saft aus. Daneben steht auch die sonnenwendige Wolfsmilch.

An feuchten Straßengraben lacht uns das Gänse-Fingerkraut mit seinen goldgelben Blümchen entgegen. „Silberkraut“ wird es auch heißen, weil die zierlich gefiederten Blätter auf der Unterseite silberweiß glänzen. Es gehört auch zu unseren Heilkräutern und leistet bei Magen- und Unterleibskrämpfen vorzügliche Dienste.

Weiße Strecken der sonnigen Straßensböschung werden vom Labkraut, sowohl dem weißen als auch dem gelben, eingenommen. Aus dem Stengel des Labkrautes flochten die griechischen Hirten ein Sieb, durch das sie dann die Milch gossen. Dadurch kam sie schneller zum Gerinnen. Eine liebliche Blume am Wege, uns allen wohlbekannt, ist die Wegwarte mit ihren himmelblauen Blüten. Ein Mädchen sei sie einst gewesen, so weiß ein Märchen zu erzählen. Als Blume warte es noch heute auf den aus einem Kriege nicht heimgekehrten Geliebten. Sie ist auch ein heilsames Kraut.

Eine zierliche Pflanze am Wegesrande, die vor allem sandigen Boden liebt, ist das Leinkraut oder der Frauenflachs. Die prächtigen gelben Blüten bilden eine weithin sichtbare Traube. Die Kinder nennen sie meist Löwenmaul. Sicherlich kennt ihr alle auch den Rainfar, jene hohe Pflanze mit den scheibenförmigen gelben Blütenknöpfen, die in keinem echten Krautwisch fehlen darf. Sie heißt auch Wurmkraut.

Fast den ganzen Sommer und Herbst blüht am Wegesrande eine violette Blume, die Malve. Käseblume wird sie auch genannt.

Ruf der bunten Sommerwiese

Der Sommer ist ins Land gezogen, die Hochzeit des Jahres ist gekommen. Die Wiese blüht. Sie gleicht einem einzigen Blumenmeer. Gibt es ein schöneres Bild als eine solche sommerliche Wiese, auf der die holdsten Kinder der Natur zwischen üppigem Gras blühen?

Die Blumenpracht der Sommerwiesen ist in unserem Kreise nicht überall die gleiche. Das hängt ab von der Bodenart. Hier überwiegen gelblühende, dort weißblühende Blumen. Die einen lieben schweren lehmigen Boden, andere mehr leichten sandigen Untergrund, diese bevorzugen feuchte, jene trockenere Wiesen.

Eine echte Sommerblume unserer Wiesen ist die weiße Wucherblume, auch große Margarete genannt. Mit den leuchtenden Blütenkörbchen auf hohen Stengeln ist sie eine Zierde trockener, sandiger Wiesen. Sie wird gerne auch als Orakelblume gebraucht.

Eine auffallende sommerliche Wiesenpflanze ist der Wiesenbocksbart, der einen süßen Milchsafte ausscheidet. Seine goldgelben Sterne sind stets der Sonne zugewendet. Gegen Mittag schließt er meist die Blüte, so daß früher die Feldarbeiter mit dem Mittagessen sich vielfach nach ihm richteten. Er liebt tiefgründige Wiesen.



Zur gleichen Familie der Korbblütler gehört eine ebenso stolze Pflanze, die Grundfeste oder der Pippau. Sie ist auf allen Wiesen unseres Kreises anzutreffen und gibt ein gutes Futterkraut ab. Gerne wächst sie auf lehmigen Wiesen. Sie besitzt hellgelbe Blüten.

In großen Mengen tritt auf sonnigen, trockenen Wiesen oft das Jakobs-kreuzkraut auf, so genannt, weil es um den Jakobstag herum blüht. Die gelben Blüten stehen in großer Anzahl dicht beisammen. Es ist auch auf Rainen und an Wegen sehr verbreitet.

Zu unseren größten Wiesenpflanzen zählen die Doldengewächse wie Möhre, Wiesenkerbel, Wiesenkümmel und Bärenklau. Weit überragen sie die anderen Blumen. Sie gelten alle als gemeines Unkraut, weil sie die wertvollen Futterkräuter vertreiben. Eine Unterscheidung ist oft recht schwierig. Am leichtesten sind wilde Möhre und Bärenklau zu erkennen. Wißt ihr wodurch?

Auf trockenen Wiesen blüht vom Juni bis in den Herbst die rundblättrige Glockenblume, eine Lieblingsblume der Kinder. Ihre blauen, herabhängenden Glöckchen zieren jeden sommerlichen Blumenstrauß. Ihre Verwandte, die knäuelblütige Glockenblume, besitzt eng zusammenstehende violette, aufrechtstehende Glöckchen. Die Wiesenglocke mit den rötlich-violetten Blüten findet sich nur auf den trockenen Wiesen um Manderscheid und Meerfeld.

Ein prächtiger Schmuck unserer heimischen Wiesen ist die Flockenblume. Die skabiosehartige Flockenblume, etwas größer und üppiger, kommt ebenfalls in unserem Kreise vor. Auf den felsigen Hängen um Eikenschmitt blüht die Bergflockenblume mit schönen, blauen Randblüten.

Auch die Wiesenskabiose begegnet uns sehr häufig auf unseren Wiesen. Ihr richtiger Name ist Wiesenkauzie. Sie hat blaßviolette Blüten. Die Taubenskabiose, mehr auf sandigen Wiesen wachsend, hat rötliche Blütenköpfchen.

Der rotbraune Wiesenknopf und der hellblaue Teufelsabbiß haben sich feuchtes Wiesengelände ausgesucht. Auf nassen Wiesen treffen wir auch fast überall den Klappertopf. Seine reifen Samen klappern und rasseln im Sommer in den zusammengedrückten Kapseln. Er ist ein Halbschmarotzer, darum hat ihn der Bauersmann nicht gern.

Trockene Wiesen ziert die Akelei mit ihren schönen, langgestielten, violetten Blüten. Sie ist recht kalkliebend. Sie wächst in großer Menge auf den vulkanischen Wiesenhängen des Mosensberges. Auf höher gelegenen Wiesen blüht vereinzelt auch die gelbe Arnika, so auf den sonnigen Bergwiesen von Bettenfeld und Kröv. Sie ist eine altbekannte Heilpflanze, daher auch ihr Name: Wohlverleih.

Auch das Tausendgüldenkraut auf trockenen Wiesen verbreitet. Es ist eine unserer volkstümlichsten Heilpflanzen. Es erhielt seinen sonderbaren Namen von den unübertrefflichen Wirkungen, die man ihm früher zuschrieb.

Der Bauer und sein Kind

Der Bauer steht vor seinem Feld
und zieht die Störne taus in Falten:
„Ich hab' den Aker wohl bestellt,
auf reine Ausfaat streng gehalten,
nun sieh' mit eins das Unkraut an!
Das hat der böse Feind getan!“

Da kommt sein Knabe hoch beglückt,
mit bunten Blumen reich beladen,
im Felde hat er sie gepflückt,
Kornblumen sind es, Mohn und Raden.
Er jauchzt: „Sieh', Vater, nur die Pracht;
die hat der liebe Gott gemacht!“

Julius Sturm

Am wogenden Ährenfeld

Da stehen wir an den wogenden Ährenfeldern, die zugleich die herrlichsten „Blumen“ des Landmannes, sein Stolz, seine Freude und unser aller Brot sind. Dicht wie das Gras auf der Wiese steht Roggenhalm an Roggenhalm. Man sollte glauben, daß in diesem Halmenmeer kaum noch ein anderes Pflänzchen, geschweige denn eine Blume Platz fände. Und doch blüht und leuchtet es zwischen den Halmen in allen Farben. „Unkräuter“ werden diese Blumen genannt, aber ihr Anblick erfreut eines jeden Herz.

Die schönste und beliebteste unter den Blumen des Ährenfeldes ist die blaue Kornblume. Ihre eigentliche Heimat ist das Mittelmeergebiet. Wegen ihrer himmelblauen Farbe gilt sie als Sinnbild des Lichtes und ist daher eine Lieblingsblume der Jugend geworden. In keinem Feldstrauß darf sie fehlen. Sie liebt besonders trockenen, sandigen und lehmigen Boden. Sie wurde einst viel benutzt als Heilmittel bei Wunden und Geschwüren.

Zwischen den grünen Halmen entdecken wir eine leuchtende Blume, den Klatschmohn, der uns immer wieder durch seine knallrote Farbe erfreut. Die Kinder lieben dieses schöne „Unkraut“ und wissen es zu allerlei Spielen zu gebrauchen. Den Namen brauche ich euch ja nicht zu erklären. Der Mohn bevorzugt lehmige Felder.

Eine andere auffallende Blume im Getreidefeld ist die Kornrade, die auch lehmigen Boden wünscht. Wir sehen gerade, daß sie zu den Nelken-

gewächsen gehört. Ihre Heimat ist ebenfalls das Mittelmeergebiet. Sie gilt mit Recht als ein Unkraut, denn ihre Samen sind giftig, und in größeren Mengen können sie das Mehl für den menschlichen Genuß verderben.

Überall in trockenen Getreidefeldern blüht im Sommer die Kamille, eine uralte Heilpflanze. Sie gehört zu den Korbblütlern. Von der unechten unterscheidet sie sich unter anderem durch den starken, wohlriechenden Duft, der von einem ätherischen Öle her stammt, und durch den hohlen Blütenboden. Sie ist als Heilmittel gegen die verschiedensten Krankheiten bekannt und gehört daher in jede Hausapotheke.

Sommerblumen des Waldes

Der Wald ist kühl und schattig geworden. Ein dichtes Blätterdach läßt kaum noch Sonnenstrahlen bis zur Erde dringen. Da ist kein Platz mehr für Blumen und Blüten. Sie starben dahin, als das schattige Laubdach ihnen mehr und mehr das so notwendige Sonnenlicht raubte. Wohl begegnen uns noch vereinzelt Blumen, die das Sonnenlicht scheuen und sich im schattigen Walde recht wohl fühlen, z. B. die pfirsichblättrige Glockenblume und das Habichtskraut.

Aber, auf der Waldlichtung, da prangt und leuchtet und duftet es. Dort finden wir eine hohe, prächtige Pflanze mit schmalen Blättern und weinroten Blüten. Das ist das Weidenröschen, das dichte Bestände bildet. Es wächst überall auf Waldschlägen und ist auch daher allen bekannt. Auf den Waldblößen hat sich auch der rote Fingerhut angesiedelt. Er steht dort in großen Mengen und schmückt die kahlen Waldwunden mit seinen purpurroten Glocken, die immer nach der Lichtseite ausgerichtet sind. Alle Teile der Pflanze enthalten ein starkes Gift, Digitalis, das in der Hand des Arztes zu einem wirksamen Heilmittel bei Herzkrankheiten wird.

Vereinzelt wächst in unserem Heimatkreis an den gleichen Orten auch der gelbe Fingerhut, der unter Naturschutz steht. Wir finden ihn z. B. im Horngraben, auf Waldhängen an der Salm und Kleinen Kyll und im Fischbachtale bei Bettenfeld.

Noch eine dritte hohe Pflanze begegnet uns auf freien Waldplätzen, vor allem auf steinigen und sandigen kahlen Waldhängen. Es ist die Königskerze, eine unserer stolzesten Pflanzen, eine majestätische Erscheinung. Sie hat auch den Namen „Wollkraut“. Sie ist eine altbekannte Heilpflanze bei Husten, Brustverschleimung und Heiserkeit. Wir treffen die Königskerze auch an Berghängen, Wegen, Hügeln, Bahndämmen und Schutthalen.

Eine sommerliche Blume des Waldes sei wegen ihrer Eigenart noch kurz erwähnt. Sie kommt mehr in feuchten Laubwäldern vor und ist häufig anzutreffen. Es ist das Springkraut, das „Kräutlein rühr' mich nicht an“. Die Kinder haben ihre helle Freude, wenn die reifen Samenkapseln beim Berühren mit leisem Knall aufspringen und den Samen weit fort-schleudern. Am Waldrand zwischen Wittlich und Klausen kann man das Kräutlein mit den gelben Trompetenblüten finden.

Auf Rainen, Teifen und sonnigen Hügeln

Auch auf den Triften und Hügeln und Feldrainen ist es Sommer geworden. Sie, die wegen ihres kargen Bodens von den Menschen vernachlässigt werden und nun vereinsamt daliegen, haben sich dennoch mit buntem Blumenschmuck reich geziert.

Da finden wir an den Hügelabhängen, auf warmem Sandboden den Besenginster. Wenn er im Mai und Juni seine unzähligen gelben Blüten entfaltet, gibt es kaum ein schöneres Heimatbild. Entzückt stehen

wir vor diesem Blütenwunder. Die Eifel hat dann den Königsmantel umgelegt. „Eifelgold“ wird er mit Recht genannt, denn er begegnet uns in der Eifel auf Schritt und Tritt, nur nicht auf Kalkboden.

Keine Pflanze ist an sonnigen Abhängen so verbreitet wie der Thymian oder Quendel. Welch würziger Duft umweht uns in seiner Nähe! Er bildet oft dichte Rasen. Die rosaroten Blüten werden von unzähligen Bienen umschwärmt. Thymiankraut wird als nervenstärkendes Mittel zu Umschlägen und Bädern angewendet.

Vereinzelt begegnen wir auch noch dem Wiesensalbei, vor allem auf trockenen Wiesen und Böschungen. Salbei ist ein vortreffliches Gurgelmittel bei Halsentzündung und ein Mundwasser bei blutendem Zahnfleisch.

Ein häufiger Bewohner trockener Hügelhänge ist der vielgerühmte Ehrenpreis. In dichten Trauben stehen seine blauen Blüten. Ein so herrlicher Blau finden wir bei keiner anderen Blume wieder. Die Legende weiß zu berichten, daß die hl. Veronika, nachdem sie dem Herrn ihr Schweißtuch dargereicht hatte, sich abseits gesetzt und reiche Tränen des Mitleids vergossen habe. Aus ihren Tränen aber seien dem grünen Rasen die lieblichen himmelblauen Blüten entsprossen. Sie tragen heute noch den Namen „Veronika“. Der Volksmund hat noch viele andere Namen für das kleine Blümchen: Grundheil, Heil aller Welt, Ehrenkraut, Wundkraut. Ja, der Ehrenpreis nahm unter den Heilgewächsen stets eine hervorragende Stelle ein. Viele Arten gibt es, von denen der Gamander-Ehrenpreis wohl am bekanntesten ist.

Sehr verbreitet auf Triften und trockenen Wiesen ist auch der Augentrost, der zumeist im Spätsommer seine weißen Blüten öffnet. Als Heilmittel gegen Augenleiden war er schon in älteren Zeiten sehr geachtet, und auch heute noch steht er in hohem Ansehen. Er ist viel auf trockenen Stellen bei Bengel und auf der Klausener Höhe zu finden.

Wette Strecken der sonnigen Hügel und sandigen Böden werden vom Mauerpfeffer eingenommen. Im Juni und Juli prangt er in gelben Sternblüten und bildet oft leuchtendgelbe Polster. In großen Mengen treffen wir ihn im Salm-, Alf- und Ueßtal und auf den Wingertsmauern. Die mächtigen Felsen der Urlay bei Urzig sind über und über mit Mauerpfeffer bedeckt. Auch an den sonnigen Abhängen des Mosenberges wächst er in großen Teppichen.

Ein Verwandter des Mauerpfeffers ist die weit größere Fetthenne. Sie wächst besonders in den Weinbergen.

Noch ein Blümlein hat sich die trockene Hügelwiese und den Rain als Standort auserkoren, die dornige Hauhechel, die vor allem kalkige Erde liebt und sucht. Wegen ihrer spitzen Dornen ist sie ein recht unerwünschter Gast. Sie ist aber ein heilsames Kraut und wurde von altersher bei Harnbeschwerden, Grief- und Steinleiden gebraucht.

Am Bach und Teich

Werfen wir nun noch einen Blick auf Bach und Teich. Auch sie haben in unserem Kreise einen reichen Blumenschmuck aufzuweisen. Die sandigen und tonigen Ufer der Bäche sind begleitet von der Pestwurz und der Sumpfdotterblume. Auch das Sumpf-Vergißmeinnicht werden wir antreffen.

Eine prächtige Pflanze am Buchufer ist die Spierstaude, auch Mädesüß geheißene. Den weißen Blüten entströmt ein angenehmer süßlicher Duft. Als schweißtreibender Tee ist Mädesüß sehr beliebt.

Am Uferande erblicken wir auch häufig den gemeinen Beinwell oder die Schwarzwurz. Sie steht von Mai bis September in Blüte. Die herabhängenden rosaroten oder weißen Blüten bilden langgestreckte Glocken. Die Schwarzwurz zählt auch zu unseren Heilkräutern und wird als Tee

bei Brustbeschwerden getrunken und als Umschlag benützt bei Wunden, Geschwüren und Knochenbrüchen. Sie kommt an den Bächen und Gräben unseres Kreises häufig vor.

An den Ufern der Wiesenbäche prangt von Juni bis September in purpurroten Blüten eine hohe Pflanze, der Blutweiderich. Er ähnelt dem Weidenröschen. Er wächst in größerer Menge zwischen dem Schilf und ist sehr verbreitet an Salm, Lieser und Alf und deren Nebenbächen, natürlich auch an der Mosel.

Eine seltenere Blume ist der prächtige, blaue Sturmhut, der an Bachufern, um Hetzerath aber noch häufiger zu finden ist.

Auf den Teichen blüht vom Mai bis August die weiße Seerose, die Königin der Wasserpflanzen. Die herrliche, sagenumwobene Blüte enthält zahlreiche Staubgefäße und einen dicken Fruchtknoten. Sie zielt in großer Zahl den stillen Burgweiherr von Manderscheid.

Zwischen den Krippen bei Kröv an der Mosel, dort wo das Wasser stiller und ruhiger ist, leuchten uns die gelbe Teichrose und die Wasserschwertlilie entgegen. Letztere ist auch an Bächen, Teichen und Weihern stark verbreitet.

Eine Pflanze, die häufig am Bachufer anzutreffen ist, ist das Seifenkraut mit seinen hellrosa Blüten, die in Büscheln zusammenstehen. Habt ihr euch damit schon die Hände gewaschen?

Auch der gemeine Baldrian ist kein seltener Gast an Wassergräben und Bachrändern. Er ist eine altbekannte Heilpflanze für Nervenleiden.

Am Moselufer bei Ürzig wächst eine hohe Staude, der Sonnenhut, der im Spätsommer und Herbst mit seinen gelben Blüten weithin leuchtet.

Letzter Jahres Schmuck

Der Herbst ist ins Land gezogen. Die Blumen sind verblüht, die Vögel rüsten zum Abflug. Stillter wird es draußen und einsamer. An Bäumen und Sträuchern reifen die süßen Früchte und Beeren. Die Menschen sind beim Einkellern. Sie treffen Vorsorge für den Winter. Viele Tiere sind gleichfalls am Sammeln. Der Tisch ist ja reich gedeckt. Für alle hat Gott in seiner Güte gesorgt. Niemand soll im Winter hungern, auch kein Tierlein.

Dann begibt sich die Natur zur Ruhe. Der Wald flammt und brennt in tausend Farben. Auf der Wiese blüht die letzte Blume des Jahres, die Herbstzeitlose, die oft in so großen Mengen auftritt, daß die Wiesen, ganz besonders die feuchten, einem weiten Blumengarten gleichen. Schön ist die Zeitlose und wundersam eingerichtet, aber auch giftig. Grüne Blätter suchen wir bei ihr vergebens. Noch einmal schmückt sich die Natur, zum letztenmal, bevor der Winter kommt mit Eis und Schnee.

„Deine Wälder hört ich rauschen“

Zweisprache im Walde

Das Kind spricht auf zum Baume:	Der Baum neigt sich dem Kinde:
„Du mußt ganz stille stehn,	„Ich darf den Himmel sehn
Indessen meine Füße	Und fühle Gottes Winde
Durch Tau und Blumen gehn.“	Durch meinen Wipfel wehn.“

Albert Sergel

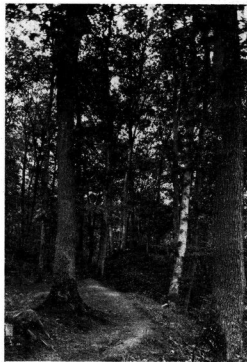
Die wichtigsten Baumarten in ihren Ansprüchen an den Boden

Entsprechend der Vielseitigkeit unserer Waldböden ist auch die natürliche Verteilung unserer wichtigsten Baumarten. Wie auf Felsböden mit nur wenig Muttererde oder auf armen Sandböden nicht eine hochentwickelte Landwirtschaft mit Zuckerrüben-, Weizen- oder Kleebau möglich ist, ebensowenig können wir erwarten, daß die Forstmänner auf allen Bodenarten gleiche Baumarten anbauen. In Gottes reichem Schöpfungsplan hat jede Pflanze, sowohl in der Landwirtschaft als in der Forstwirtschaft, ihre eigenen natürlichen Gegebenheiten; diese muß man kennen, um jede Baumart dort anzubauen, wo sie nach ihren Anlagen und Ansprüchen an den Boden das Beste leisten kann.

Wir teilen unsere Baumarten in zwei große Gruppen ein: in Laub- und Nadelhölzer. Wir wollen kurz die wichtigsten Baumarten mit ihren Bodenansprüchen kennenlernen.

Im Laubwald ist zuerst die Stieleiche zu nennen, jene Baumart der Ebenen und Auen, die meist fetten, reinen, aber kalten Lehmboden liebt. Wärmeliebender und anspruchsloser auf Lehmböden mit stärkerem Sandanteil ist die Traubeneiche, die bei uns im Kreise Wittlich zumeist vertreten ist. Sie ist eine Baumart, die in der Nähe von Weinbergen zu finden ist. So haben wir sehr wertvolle Traubeneichenbestände in den Waldungen von Altrich, Bergweiler, Osann und Monzel. Die Traubeneiche ist eine Holzart unserer warmen Mittelgebirge, sie gedeiht am besten auf sandigem Lehm oder stark anlehmigen, frischen und tiefgründigen Sandböden, die sie mit ihrer kräftigen Pfahlwurzel tief erschließt. Durch diese Pfahlwurzel ist sie besonders fest im Boden verankert und kann starken Stürmen standhalten.

Sehr verbreitet ist bei uns die Buche; sie ist gleichfalls ein Baum der Hügel- und Mittelgebirge. Sie gedeiht am besten auf tiefgründigen, lehmigen und frischen Böden, die sie mit ihrer Herzwurzel - einer Wurzelform zwischen der Pfahlwurzel (z. B. bei Eiche) und der tellerartigen Flachwurzel (z. B. bei Fichte) - gut erschließt. Die Buche ist wohl in unserer Heimat diejenige Holzart, die an das Nadelholz am meisten an Fläche verloren hat; das war für die Gesunderhaltung der Böden oft von schlimmen Folgen begleitet, trägt doch gerade die Buche durch



Ihren reichen Laubabfall besonders zur steten Erneuerung unserer Waldböden bei.

Die Forstmänner sind bemüht, der Buche wieder einen größeren Anteil unter den Baumarten zu geben; sie können das auch dadurch tun, daß sie die Lichtholzarten Eiche und Kiefer im Stangenholzzalter mit Buche „unterbauen“; darunter verstehen wir das Pflanzen von Jungbuchen, die im Laufe der Jahre in das Kronendach der älteren Holzarten einzuwachsen sollen. Dadurch erreicht man nicht nur die mögliche Rückführung von Standorten zur Buche, sondern vor allem das Wiedereinbringen dieser für die Gesunderhaltung des Waldbodens so wichtigen Holzart und die Erzeugung von zusätzlichem Holz, das im Heranwachsen durch Lichtentzug die älteren Holzarten „reingt“, d. h. die am Stamm tief sitzenden Äste zum Absterben und Abfalle bringt.

Beim Nadelholzwald ist in unserem Heimatkreis auf zahlreichen Böden aus Buntsandstein auf großen Flächen zunächst die Kiefer zu nennen. Sie ist im Grunde eine anspruchslose Baumart, die auch auf armen Sandböden und flachgründigen Standorten gut gedeiht. Dank ihrer kräftigen Pfahlwurzel erschließt sie sich den erreichbaren Wurzelraum und dringt selbst in schmale Felsspalten ein, wie wir oft an Steinbrüchen beobachten können. Dankbar ist die Kiefer jedoch für solche Böden, die ihr trotz ihrer ärmeren Art durch leichte Lehmb Beimischung die Möglichkeit zu besserem Wachstum und damit zu höheren Werten in Masse und Güte des gewachsenen Holzes geben.

Anspruchsvoller an den Boden als die Kiefer ist die Fichte. Dank ihrer ausgesprochenen Flachwurzel braucht sie zwar keine tiefgründigen Böden, aber sie kann zum Gedeihen nicht ohne Bodenfrische auskommen. Nennt man vielfach die Kiefer als Hauptholzart des deutschen Ostens auf den dortigen sehr oft ärmeren Standorten den „Brotbaum des Ostens“, so spricht man bei der Fichte auf unseren im allgemeinen frischen Standorten vom „Goldbaum des Westens“. Aber um wirklich Goldbaum zu sein und zu bleiben, muß der Forstmann ihre Bodenansprüche genau beachten. Das Vermeiden von warmen und daher nicht trockenen südlichen Hängen ist wichtig, ebenso aber die Beachtung der besonderen Sturmgefährdung, die aus der flachen Bewurzelung dieser Baumart herrührt.

Aus Amerika kam durch Empfehlung deutscher Forstmänner die Douglasie, die in der Neuen Welt Großes leistet und sich im deutschen Wald und längst auch im Wittlicher Raum steigender Beachtung erfreut. Wie bei der Buche geht ihre Wurzel mehr in die Tiefe als bei der Fichte. Wir können sie in ihren Bodenansprüchen zwischen Fichte und Kiefer stellen und sagen, daß sie die richtige Nadelholzart für solche Böden ist, die zu schade für die Kiefer, aber nicht mehr ausreichend für die Fichte sind. Solche Übergangsböden gibt es im Wittlicher Raum viele, und so finden wir noch manchen Standort, den wir der Douglasie zuführen werden. Sie liefert nicht nur große Massen, sondern auch ein hochwertiges Holz, das als besonders haltbare Bohnenstange in der Jugend beginnt und mit der steigenden Stärke des Stammes als begehrtes Schnittholz endet. Die Einführung der Douglasie ist eine wertvolle Bereicherung unserer Nadelholzarten. Längst hat sie auch im Kreise Wittlicher Heimatrecht erworben.

Ein anderer Nadelbaum wäre noch zu erwähnen; ein Baum, der zwar nicht in großen Mengen bei uns vorkommt, aber gerade seiner Seltenheit und Sonderheit wegen eine Erwähnung verdient: die Lärche. Wie freuen wir uns im zeitigen Frühjahr an dem hellen Grün der neuen Frühjahrsnadeln! Sie ist der Nadelbaum, der als einziger im Herbst alle seine Nadeln abwirft, gleich den Laubbäumen, die ihr Laub abschütteln. Schaut euch sie einmal genau an, insbesondere ihre Nadeln und deren

Stand! Sie wählt die Ränder mittelfeuchter Wälder zu ihrem Standort. Wir möchten sie ihrer Lieblichkeit wegen nicht missen.

Schütze den Wald, denn es ist dein Wald!

Es gibt vielerlei Besitzformen für den Wald, wir kennen den Privatwald, den Gemeindefeld und den Staatswald. Gleichgültig, wer der Eigentümer ist, immer stellt er große Werte dar, die des Schutzes durch die Gemeinschaft bedürfen, also auch des Schutzes durch die Schule und jedes einzelne Schulkind.

Die jungen Pflanzen, die meist im Frühjahr in die Freikultur gebracht werden, brauchen unseren ganz besonderen Schutz. Wir können diese Pflanzenkinder, wenn sie liebevoll gepflegt werden. Dazu gehört nicht nur richtiges Pflanzen, dazu gehört vor allem das Fernhalten aller Schäden, die das freudige Wachstum beeinträchtigen können. Spielende und allerlei Unfug stiftende Kinder gehören nicht in die Kulturen, ganz besonders nicht in die jüngsten Pflanzungen.

Und ganz besonders gilt das für euch Jungen. Wieviel unermeßlicher Schaden ist schon im Walde und zumal in Jungbeständen durch das leichtsinnige Anzünden von Feuer entstanden! Ihr könnt die Größe der Gefahr gar nicht abschätzen, die ganz besonders im Frühjahr gegeben ist, wenn das frische Gras noch nicht da ist, oder im Hochsommer, wenn es, zumal nach langer Hitze und Trockenheit, verdorrt. Dann ist wirklich im „Handumdrehen“, vor allem bei Wind, ein großes Feuer entstanden, das manchmal auch Hunderte von Menschen, ja selbst unsere Feuerwehr, nicht mehr löschen können.

Und noch etwas ist zu beachten: Wem eigentlich gehört der Gemeinde- oder der Staatswald? Gewiß: der Gemeinde oder dem Staat, aber wer ist das? Doch jeder einzelne der Gemeinschaft, also auch ihr alle seid es, jedes Schulkind ist Miteigentümer des Waldes, ebenso wie ihr einmal Miteigentümer eures väterlichen Hauses mit Stall und Scheune seid. Wer aber zündete etwa als Miteigentümer sein eigenes Haus an? Gewiß niemand, es sei denn, er wäre ein Narr.

Worum und wo sollen wir Pappeln pflanzen?

In der ganzen Welt steigt der Holzverbrauch unaufhaltsam. Weder die Forstwirtschaft, die das Holz für die Industrie liefern soll, noch die Industrie, die das Holz verarbeitet, wissen, wie der wichtige Rohstoff in genügender Menge künftig beschafft werden soll.

Wir sind daher darauf angewiesen, mehr Holz und dieses in kürzerer Zeit zu erzeugen, als es bisher möglich schien. Erst seit wenigen Jahrzehnten haben wir durch langwierige und erprobte Züchtungen neue Pappelsorten gefunden, die uns bei diesem Ziel helfen werden. Es kommt nun darauf an, daß wir dort, wo die Pappel gut gedeihen kann, diese am schnellsten wachsende heimische Holzart anpflanzen. Wo ist das? Das sind vor allem solche Standorte, die tiefen, nährstoffreichen, frischen (nicht nassen) und gut durchlüfteten Boden aufweisen. Den Pappelanbau im Walde betreiben die Forstmänner, ich möchte hier nur über die vielen Anbaumöglichkeiten außerhalb des Waldes sprechen.

Überall, besonders in unseren Tälern, wächst an den Bachläufen und Mühlengraben vielfach nur Erlengestrüpp, das außer recht wertlosem Brennholz kaum Nutzen bringt. Hier haben wir im allgemeinen beste Bedingungen für gutes Gedeihen der Pappel, aber nur dann, wenn keine Staunässe vorhanden ist, die uns zuverlässig durch Binsen angezeigt

wird. Ferner finden wir längs der Straßen und Feldwege häufig gute Möglichkeiten für Pappelanbau. Man sage nicht, daß großer Schaden für die Äcker und Wiesen durch Licht- oder Nährstoffzug entstehen müsse. Durch weiten Pflanzenabstand (5—8 m) und durch geringe zusätzliche Kunstdüngergaben wird der etwaige geringe Schaden durch zusätzliche Holzherzeugung rasch und reichlich ausgeglichen.

Was den Anbau unserer Pappel so besonders verlockend macht, ist die Tatsache, daß wir sie buchstäblich fast wachsen sehen können. Durchschnittlich wächst diese Holzart 1 m und mehr je Jahr in die Höhe, damit geht Hand in Hand rasches Dickenwachstum. So können wir verstehen, warum fortschrittliche Bauern die Pappel anbauen; sie denken an ihre Kinder und wissen, daß diesen der Nutzen in 10—20 Jahren zu fallen wird. Es ist uralter deutscher Brauch, daß bei der Hochzeit oder der Geburt eines Kindes Bäume gepflanzt werden. Ihr Kinder, pflanzt Pappeln, ihr habt selbst den größten Nutzen davon; verständige Forstmänner werden euch gern beraten.

Kennst du deine Heimat?

Dann erkanntest du im siebten Heft den Horngraben bei Manderscheid.



Kennst du diesen von einer hohen Pappelreihe umrahmten Turm der Kirche, die durch ihre Fenster weit über den Heimatkreis hinaus erneut Berühmtheit erlangte?

Wenn nicht, sage ich's dir im 9. Heft:

„Gesegnete Heimat“

Dieses Heft wurde bearbeitet im 1. Teil von Hauptlehrer Peter Leineweber, Oberkail, im 2. Teil von Forstmeister Fritz Devin, Wittlich
Der Botaniker Heinrich Andres, Bonn, ein Sohn unserer angeren Heimat, übernahm dankenswerterweise die Durchsicht des Manuskriptes (1. Teil)

Das Titelbild zeichnete Hans Scharl, Wittlich

Die Legende „Geburtsstunde der Blumen“ stellte die Verlags-Anstalt Rheinhausen freundlicherweise zur Verfügung

Bildarchiv: Verlag Oldenbourg, München, Verkehrsverein Drzig, Verkehrsamt Wittlich und eigene Anfertigung

Druck: Fr. Wilh. Knopp, Wittlich/Rhld.

LAND ZWISCHEN MOSEL UND MAAREN



Herausgegeben von Schulrat Schoefer, Wittlich, und Peter Kremer, Bernkastel,
unter Mitwirkung der Lehrerschaft des Kreises Wittlich